

Lübbeder Volksbote

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung

Der „Lübbeder Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Abonnementspreis vierteljährlich 3,00, monatlich 1,00 Mk.

Redaktion und Geschäftsstelle:
Johannisstraße Nr. 46
Fernsprecher Nr. 926

Die Anzeigengebühr beträgt für die sechsgefallene Postzeit oder deren Raum 30 Pfg., Veranmeldungs-, Anbals- und Wohnungsanzeigen 20 Pfg., auswärtige Anzeigen 35 Pfg. — Anzeigen für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 262.

Mittwoch, den 7. November 1917.

24. Jahrg.

Feldgraue Stimmen.

Es vergeht kein Tag, ohne daß von alldeutscher Seite irgend eine neue Schimpfepistel losgelassen wird gegen den Verständigungsfrieden, der nicht nur von der Sozialdemokratie, sondern auch von der Reichstagsmehrheit des 19. Juli gefordert wird als die einzig mögliche Grundlage für einen dauernden Frieden, der den Völkern Europas die Möglichkeit gibt, sich von der Erschöpfung durch den eiserreichen und grauenvollen Krieg zu erholen. Noch hat keiner der alldeutschen Heimkrieger, die meist ihren wertigen Korpus ängstlich davor bewahrt haben, durch feindliche Geschosse in Gefahr zu kommen, angegeben, wie denn der „deutsche“ Friede, den sie mit möglichst weitgehenden Eroberungen herbeiführen wollen, überhaupt erreicht werden könne, und wie lange das furchtbare Blutvergießen und die greuliche Kulturvernichtung noch dauern solle, bis ihr Kriegsziel erreicht wäre. Sie schimpfen auf den Verständigungsfrieden als angebliehen „Berzäufrieden“ unter gewissenloser Mißhandlung der wahren Tatsachen, und sie beschimpfen die Reichstagsmehrheit für den Verständigungsfrieden mit der Behauptung, daß sie den „Berzäufrieden“ wolle, aus Angst, Deutschland könne Sieger bleiben, wie es neuerdings wieder in der im Lehmannschen Verlag in München erscheinenden Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung“ von einem Dr. Ehart Wach gesehen ist, der in der edlen Kunst des Schimpfens allen seinen alldeutschen Gesinnungsgenossen überlegen ist.

Sich mit solcher Schimpfkanonade auseinanderzusetzen wäre völlig zwecklos. Aber dieses ewige lärmende Geschrei gegen den Verständigungsfrieden hat auch nicht den Zweck, die Menschen über das Notwendige und Unerläßliche und das Mögliche aufzuklären, sondern betäubend auf die Hirne zu wirken und sie gegen alle aufzuheben, die sich unter den psychischen Wirkungen des Krieges noch ihre kühle Ueberlegung bewahrt haben. Die alldeutschen Schimpfkanoniere behaupten ja immer wieder kühnlich, daß die Reichstagsmehrheit keine Mehrheit im Volke hinter sich habe, und vor allem nehmen sie die Kämpfer in den Schützengräben für sich in Anspruch als ihre Gesinnungsgenossen, die bereit seien, jeden zu steinigen, der vom Verständigungsfrieden redet. Daß man bei den Alldeutschen keineswegs innerlich überzeugt ist von der Wahrheit dieser Behauptungen, läßt sich aus den Reaktionen ersehen, die sie gegenwärtig mit durch die „Waterlandspartei“ verhärteten Kräften machen, um im Lande und an den Fronten Projekte zu werben.

Das Bemühen ist aber, besonders auch an den Fronten, wo man vom Krieg andere Begriffe bekommt, als in schön durchwärmten Studienstuben, nicht von großem Erfolg begleitet. Das kann man tagtäglich aus Gesprächen mit von den Fronten kommenden Kriegsteilnehmern erfahren; ebenso aus schriftlichen Meinerungen von dort her. Einen Brief aus dem Felde, der trefflich die dort herrschende Stimmung und ihre Beeinflussung durch die Gründung der „Waterlandspartei“ charakterisiert, findet sich in der Zeitschrift „Deutsche Politik“ in Form eines offenen Briefes an einen Leutnant, der vorher zu der Frage sich geäußert hatte. Der Brief verdient, wie die Redaktion der „Deutschen Politik“ mit Recht meint, um so mehr Beachtung, als der Verfasser, wie er selbst sagt, nicht den Vorzug hat — Offizier zu sein, dafür aber der Front selbst angehört. Die wiedergegebenen hauptsächlichsten Stellen des Briefes lauten:

„Mein — Herr Leutnant Keim, ein Gefühl des Wohlbehagens ist es nicht, wenn wir im vierten Jahre draußen vor dem Feinde stehen und zu Hause eine immense Kraft in politischen Kämpfen von seltener Rücksichtslosigkeit und Festigkeit aufgerieben wird. Aber statt des Wohlbehagens empfinden wir einen gerechten Jora über die maßlosen Heereien der Alldeutschen, die in mancherlei Masterade zu uns in die Schützengräben zu kommen versuchen, um uns für ihren Wahnsinn zu gewinnen. Und wenn unser Jora noch einer Steigerung fähig ist, dann gilt derselbe der ostelbischen „Deutschen Waterlandspartei“, die uns ihre Auftritte in die Front schickt, die wir von einem leibhaftigen Herzog und einem, zwar verdienten, aber außerhalb des Dienstes befindlichen Admiral gezeichnet und von Männern kontrahiert sind, von denen ganz auffallenderweise sämtliche Herren Titel führen, die auch dem Laten verraten, daß deren Träger aus der großen Krippe leben, die der Volksmund so drastisch aber treffend die „Staatskrippe“ nennt. Diese Treiber werden in der Front — ich spreche für die Majorität der Soldaten, nicht für manche Offiziere — einstimmig als politische Giftmischeri verurteilt und abgelehnt. Wollte ich Ihnen die feldgrauen Ausdrücke hier wiedergeben, mit denen man hier draußen Stellung zu diesen politischen Gesundheitsbetern nimmt, so müßte ich Register aufziehen, die für die politische Diskussion in diesem Rahmen nicht geeignet sind. Wer aber von England 100 Milliarden Mark Kriegsentwädigung haben will, soll heraus in die Gräben kommen und die Entwädigung selbst holen. Wir lehnen diese Politik ab, wollen politisch geführt werden, wie wir militärisch geführt sind.“

Damit aber, Herr Leutnant, wollen und werden wir nicht noch ein bis zwei Jahre warten, sondern wir verlangen sichtbare Taten in diesem Augenblick, in dem die Schützengräben den Himmel am Blute unserer Kameraden und Brüder getrunken hat und das Meer von Toten die Küste des Südes, des Nordes und

der Hahnsucht zu ersticken drohen, die diesen Krieg entfesselt haben und seinen Mord jetzt stündlich von neuem erglücken lassen!

Die historisch unbestrittene Unfähigkeit unserer Politik, ihre abenteuerlich anmutenden Dummheiten der jüngsten Vergangenheit, die ungezählten Unterlassungssünden auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet, die Verzögerung und Verschleppung in der inneren Politik, hat jeden Funken von Vertrauen in die politische Führung geraubt, und deshalb allein — nicht wegen der schönen Augen der übrigen Europäer und Amerikaner — ruft das Volk und mit ihm die Front nach sofortigen Reformen. Wir wollen politische Führung, keinen Machiavellismus, und da uns in den traditionellen Kreisen Männer von diesen Qualitäten nicht vorhanden sind, soll das Parlament den Wenigen, die lässig und unverantwortlich die Leitung in der Hand haben, die Ziele und die Marschroute vorschreiben. Politik ist die Kunst des Möglichen — bei uns ist alles Mögliche und Unmögliche veräuert, und nun soll und muß alles, auch das Allerletzte, geschehen, um das Mögliche möglich zu machen — also eine Politik überhaupt treiben zu können!

Wir denken dabei nicht an ein Plagiat englischer oder französischer Gewohnheiten, wir fühlen allein, was uns frommt, und von der Bastille bis zum Newski-Prospekt haben wir gelernt, wie wir unser Haus in geschichtlichen Rahmen umbauen können, indem wir Fehler vermeiden, die uns im Osten und Westen warnen. Wir wollen also, um mit Ihnen zu sprechen, in politischen Dingen form- und gedankenbildend auftreten!

Die Reichstagsmehrheit hält die Hand aufs Herz — sie hat sich geprüft, und die gesamte Front steht entschlossen hinter ihr. Diese Versicherung zu Ihrer Beruhigung, Herr Leutnant, wir kämpfen alle mit, wenn es dem — Frieden geht! Und Ihr Plan, den Reichstag aufzulösen und neu zu wählen, begrüßen wir freudigen Herzens — 300 oder mehr Abgeordnete, die auf dem Boden des 19. Juli stehen, liefern wir Ihnen gern, schon deshalb, weil wir unser Vaterland und unser Volk lieben. In hoc signo vinci.“

In diesem Zeichen werden wir siegen.“ Darin hat der feldgraue Kämpfer, der diesen Brief geschrieben hat, recht. Das deutsche Volk schlägt sich nicht, um Eroberungen zu machen, sondern um den Frieden wieder herzustellen und ihn sich für die Zukunft so zu sichern, daß nicht noch einmal ein so ungeheures Unglück über die Welt hereinbrechen kann. In dem gleichen Sinne schreibt ein anderer Feldgrauer, ein Unteroffizier, an die „Freisinnige Zeitung“ aus dem Schützengraben:

„Es ist im allgemeinen nicht Aufgabe des Soldaten, sich in die politischen Dinge einzumischen. Seine Aufgabe ist es, mit fähigem Willen zu kämpfen und alle seine Gedanken auf den Feind zu konzentrieren. Anders aber liegen die Dinge, wenn unser Name fortgesetzt in den gegenwärtigen politischen Agitationen bewußt fälschlich ausgenutzt wird. In alldeutschen Flugblättern scheint man sich nicht, in unserem Namen für den sogenannten „deutschen Frieden“ Propaganda zu treiben, zu hegen und zu verleumden. Wahrscheinlich, da müssen jene Herren doch schlecht über das Sinnen und Denken der kämpfenden Volksgenossen, die wir hier vorne in den verschlammten Granatrichtern in Not und Gefahr treu ausharren, sehr schlecht orientiert sein. Kommt zu uns, Ihr Patrioten, die Ihr schmerzhaft nicht genug Spielraum für Euren Patriotismus im Heimatland finden könnt, hier braucht das Vaterland noch Männer, kommt und überzeugt Euch, wie wir über alles denken. Wie einen Schlag ins Angesicht empfinden wir die Gründung der Waterlandspartei, die den Patriotismus für sich beschlaghaft zu haben glaubt. Jeder, der diesem „Patriotenverein“ beiträgt, beleidigt uns Kämpfer, die wir in Treue unsere selbstverständliche Pflicht für die Sicherung unseres geliebten Heimatlandes erfüllen, aufs schwerste. Geradezu empörend wirkt auf uns die Hege, die mit unserem Namen in der Heimat getrieben wird. Wir verbiten uns, daß weiterhin unser Name so schändlich mißbraucht wird. Wir verlangen aber von der Heimat, die wir mit unseren Leibern schützen, daß nichts unerlassen wird, um das Ende dieses sinnlosen, kostbaren Krieges herbeizuführen. Das vornehmste Kriegsziel ist der Friede, der Friede, der alle Völker zu neuer gemeinsamer Arbeit zusammenführt und keine Bestimmungen hinterläßt. Wir danken allen denen, die mit empfindendem Herzen sich bemühen, dem ersuchten Frieden die Tore zu öffnen. Wer für den Frieden wirkt, treibt keine Flammcherei, sondern fördert, sich unserer Unüberwindlichkeit kraftvoll bewußt, die schwere Arbeit, dem Frieden die Wege zu ebnen. Zu heiligem Dank fühlen wir uns aber auch denen verpflichtet, die dafür Sorge tragen, daß wir, die wir nun schon über drei Jahre bluten und leiden, in unserer bürgerlichen Existenz zurückbleiben, nicht in die alten, teilweise ungerechten Verhältnisse heimkehren. Sollen wir, die wir nun das Vaterland mit unserem Gut und Blut erhalten helfen, in diesem selben Vaterland zu Staatsbürgern dritter und vierter Ordnung gestempelt werden, weil wir nicht in der Lage waren, uns im Kriege bis ins Ungeheuerliche zu bereichern; sollen wir nun in Zukunft weniger Rechte haben? Wir kämpfen nicht für das utopische Programm der Waterlandspartei, nicht für alldeutsche Wahnsinnsideen, sondern wir halten unerwähntlich aus im Sturmgebraus für das Vaterland unserer Jugendzeit, unserer Lieben dabei, unserer geistigen und wirtschaftlichen Zukunft, wir kämpfen für die Sicherheit und den Frieden unserer Heimat, die für uns das Schönste und Teuerste ist auf der großen, weiten Welt. Im Geiste sehen wir das neue freie Deutschland der Zukunft als Hort der Freiheit und des Rechts. Unsere verblendeten Gegner werden erkennen, daß sie nur auf Granit steigen, wenn sie glauben, uns bezwingen zu können.“

Der Schreiber bittet, festzustellen, daß er diese Zeilen auch im Namen seiner Kameraden im Schützengraben

graben geschrieben habe. Und wie bei ihm, so denken auch die Kameraden an anderen Teilen der Fronten. Sie tun ihre harte Pflicht und setzen stündlich ihr Leben aufs Spiel, um ihr Heimatland vor politischer und wirtschaftlicher Unterdrückung zu sichern. Sie wollen aber nichts wissen von einer Verlängerung des Krieges über den Zeitpunkt hinaus, wo endlich auch den feindlichen Staatsmännern unter der Wucht der deutschen Schläge das Bewußtsein kommt, daß ihr Ziel, die politische Demütigung und wirtschaftliche Vernichtung Deutschlands, für sie unerreichbar ist. Für Eroberungen kämpfen unsere Heere nicht, und sie dürfen sich dabei auf das Kaiserwort vom 4. August 1914 berufen, daß Deutschland in diesem Kriege keine Eroberungsabsichten verfolgte. Gerade dieses Bewußtsein hat den deutschen Kämpfern die gewaltige moralische Stärke verliehen, die sie seit mehr als drei Jahren im Kampfe bewiesen haben. Sie alle sehnen den Frieden sobald wie möglich herbei, einen ehrenvollen Frieden, der Deutschlands politische und wirtschaftliche Existenz sicherstellt. Solange er nicht erreicht ist, werden unsere Tapferen weiterhin ihre schwere Pflicht tun. Für alldeutsche Eroberungsziele wird man aber diejenigen, die den Krieg in seiner graulichen Weisheit selbst kennen gelernt haben, nicht gewinnen, auch nicht durch die falschen Vorpiegelungen, als ob es noch möglich sei, durch gewaltige Kriegsentwädigungen Deutschlands wirtschaftliche Zukunft sicherzustellen.

Die innerpolitische Lage

ist gegenwärtig wieder völlig ungeklärt. Während man nach den gestrigen Berliner Abendblättern annehmen konnte, daß sich im Laufe des Dienstag alles regeln würde, scheint plötzlich eine völlig veränderte Sachlage eingetreten zu sein. Der nationalliberale Landtagsabg. Dr. Friedberg, der bekanntlich als Vizepräsident im preussischen Staatsministerium in Aussicht genommen war, hat abgelehnt. Die „National-liberale Korrespondenz“ verbreitet telegraphisch die folgende Erklärung Dr. Friedbergs:

„Der Abgeordnete Dr. Friedberg hat am Dienstag durch den Herrn Reichskanzler Seine Majestät den Kaiser und König gebeten, auf die ihm zugeordnete Gnade der Ernennung zum Vizepräsidenten des Preussischen Staatsministeriums verzichtet zu dürfen. Diese Bitte an Seine Majestät ist dadurch veranlaßt, daß von einzelnen Parlamentariern weitere Wünsche in bezug auf die Besetzung höchster Staatsämter geäußert wurden, die keine Erfüllung finden konnten. Da von der Befriedigung dieser Wünsche die Schaffung einer arbeitsfähigen und zuverlässigen Mehrheit im Reichstage abhängig gemacht wurde, glaubt Dr. Friedberg, durch seinen Eintritt in die Regierung keinen Nutzen mehr stiften zu können. Die Gerechtigkeit, die bei ihm anfanglich dazu vorhanden war, beruhte ganz wie bei dem Grafen Hertling auf dem waterländischen Pflichtgefühl, seinerseits dazu beizutragen, daß die Krise und die Krisenstimmung endgültig beseitigt würden. Wenn das durch jene weitergehenden Wünsche verhindert worden ist, so ist es Sache derjenigen, sich damit abzufinden, die diese Wünsche zur Bedingung ihrer Mitarbeit gemacht haben. Vielleicht wird aber auch nach dem Scheitern der Beruhigungsaktion nunmehr die Reichskanzlerschaft des Grafen Hertling manchem seiner politischen Gegner aus den bürgerlichen Parteien ertragbar erscheinen, da er durch seinen Vorstoß bezüglich des Herrn Dr. Friedberg bewiesen hat, daß er auf keinen Fall eine einseitige Politik treiben will.“

Mit dieser Ablehnung, die aus dem Munde des Führeres einer jeden liberalen Partei — milde ausgedrückt — sehr sonderbar anmutet, hat sich die Sachlage wesentlich verändert. Aus Kreisen der parlamentarischen Linken wird dem „Lokal-Anzeiger“ zu der neuen Wendung der politischen Lage mitgeteilt, daß man hier annimmt, daß Graf Hertling nach der Ablehnung Dr. Friedbergs versuchen werde, nun einen anderen nationalliberalen Herren für den Posten des Vizepräsidenten des Staatsministeriums und ebenso einen Fortschrittler für den neu zu schaffenden Posten eines Staatssekretärs für die besetzten Gebiete zu gewinnen. Die Freisinnige Volkspartei werde auf ihrer ursprünglichen Forderung beharren und werde dabei auch die Unterstützung der Sozialdemokratie finden. Jedenfalls sei durch die Verzögerung in der Erfüllung der Versprechungen, die aus der Umgebung des Grafen Hertling gemacht sind, die innere Lage sehr ernst geworden. Das werde auch in der Presse der äußersten Linken schon heute zum Ausdruck gelangen. Vor- ausichtlich werde der Kampf der entchiedenen Linken gegen Hertling schon heute mit voller Schärfe einsetzen. Man gibt sich dabei in diesen Kreisen gar der Hoffnung hin, daß auch der linke Flügel der Nationalliberalen der Parole Friedbergs nicht folgen und den Kanzler nicht unterstützen werde.

Inwieweit diese Auffassung zutrifft, ist in dieser Stunde natürlich nicht zu sagen. So viel aber steht fest: Reint der

neue Reichstanzler die Erfüllung seiner Zusagen an die Parteiführer der Linken ab, dann ist der Konflikt da.

Nach einer Meldung des „Berliner Tagebl.“ soll eine Lösung der Krise in der Weise gefunden sein, daß man zwar den Vizekanzlerposten nach dem Ausscheiden Dr. Helfferichs aus dem Amt zu nächst unbesetzt läßt, daß man aber ein besonderes Staatssekretariat für die besetzten Gebiete schafft und an seine Spitze einen fortschrittlichen Reichstagsabgeordneten stellt, der gleichzeitig zum preussischen Minister ohne Portefeuille ernannt wird. — Wir würden auch diese Lösung der Krise nicht für befriedigend halten.

Die Kriegslage.

In Flandern setzte an der Großkampffront von 11 Uhr vormittags ab zwischen Reymen und Blanckaert, sowie bei Baschendaele und Weclaire erneut harter Artillerielampf ein, der nachmittags in beschleunigter Stärke anhielt. Vom Abend ab steigerte sich das Artilleriefeuer auf der ganzen Front von Reymen bis zum Kanal von Hollebeke zu großer Stärke und hielt mit besonderem Nachdruck in der Gegend von Baschendaele ununterbrochen an. Von 5.45 Uhr vormittags am 5. November nahm das Feuer dauernd zu und ging 7 Uhr vormittags auf unsere Stellungen vom Westrand des Houthouster-Waldes bis Zandvoorde in gewaltige Trommelfeuer über, dem starke englische Infanterieangriffe beiderseits Baschendaele und an der Straße Mentin-Ypern folgten. Der Kampf ist im Gange.

Auf unsere Stellungen südlich und westlich von St. Quentin erfolgte nach lebhaftem planmäßigem Beschuss 6.15 Uhr abends ein harter feindlicher Erkundungsvorstoß, der mit stürzenden Feindverlusten abgewiesen wurde. Nordöstlich Souillon wurde das Feuer erst abends erheblich stärker und hielt auch nachts über an. Es verdichtete sich hauptsächlich in der Gegend von Courteceur zu größerer Heftigkeit. Auf dem übrigen Teil der Westfront war das Feuer in der Gegend des Chaume-Waldes und im Sandgau lebhafter. Dort vorrückende feindliche Patrouillen wurden abgewiesen.

Mit dem Gewinn der Tagliamento-Linie erzielten die Verbündeten einen weiteren Erfolg von großer Bedeutung. Die Italiener sind bereits gewonnen, ihre Gebirgsfront vom Fella-Tal bis in die Gegend nördlich des Sugana-Tals zu räumen.

Wien, 6. November, abends. (Ankündigung.) Die Frühangehänge der Engländer führten tagsüber zu Kämpfen um Baschendaele. Bei Ghelucelt brach der feindliche Angriff ergebnislos und verlustreich zusammen. Vom Osten nichts Neues.

Der Tagliamento ist auf der ganzen Front überschritten. Die Verfolgung ist im Vorreiten.

Wien, 6. November. (Ankündigung.)

Italienischer Kriegshauptplatz.

Der aus dem Namen von Djeppo-Binzano geführte Stoß der Verbündeten hat den italienischen Widerstand an der ganzen Tagliamento-Front gebrochen. Die österreichisch-ungarischen und deutschen Streitkräfte des Feldmarschalls Erzherzog Eugen gewonnen überall — bei Cembra unter den Augen seiner Majestät des Kaisers und Königs — das rechte Jugo-Alpen und sind im Vorringen gegen Venedig. Im Bereiche des obersten Tagliamento warfen Truppen des Erzherzogs von Arbatina den Feind aus seinen Feld- und Gebirgsstellungen südlich des Cadara. Unsere neuen Erfolge konnten auf die Dolomiten-Front nicht ohne entscheidenden Einfluss bleiben. Vom Kreuzberg bis über den Rolle-Pass hinaus ist der Feind zum Rückzug gezwungen. Feldmarschall Freyher von Conrad hat die Verfolgung ausgenommen. Auf dem Gipfel des Col di Lana, dessen durch Sprengung erreichte Einnahme seinerzeit ganz Italien in einen Siegessturm führte, und auf dem Monte Piano wehen unsere Fahnen. In Cortina-d'Ampezzo sind unsere Truppen unter dem Fabel der Bevölkerung gestern abend eingedrungen. Auch San Martino, wie Cortina im Primorze-Tale ist zurückgewonnen. Seit Mai 1915 streift der Italiener keine hegehrliche Hand nach dem Po-Tal aus und nach Bozen, dem Herzen Tirols. Denn der unerschütterlichen Standhaftigkeit unserer Kämpfer konnte das Feindes hoffen nie und nimmer zur Tat werden. Die Vorteile, die er in diesem Räume in zweieinhalb Jahren des Kampfes und der Arbeit errang, lassen sich nach Schritten zählen. Nun ist auch dieses Werk in wenigen Tagen völlig zusammengeschlagen.

Östlicher Kriegshauptplatz und Albanien. Nichts Neues.

Die gegnerischen Heeresberichte.

Französischer Bericht vom 5. November: Zeitweilig unterbrochene Artillerieaktivität in Belgien und im Ober-Eisaz. Ein feindlicher Handreich auf unseren Höhen Wippen westlich des Hochwaldes von Concy laiterie. Gevorgene blieben in unserer Hand.

Hiemlich lebhafter Artillerielampf bei Corbeny. Feindliche Handreich auf unsere Höhen nordwestlich von Sezongnau, in den Wäldern bei Trappelle und südlich von St. Die brachten dem Feinde nur Verluste ohne Erfolg. Der Tag war an der übrigen Front ruhig.

Englischer Bericht vom 5. November: Gestern abend griff eine Abteilung Sherman-Jäger die feindlichen Gräben nordöstlich von Loos an, wobei sie einige Gefangene machte und eine Anzahl Deutscher tötete. Unsere Verluste sind leicht. Feindliche Erkundungsabteilungen wurde nachts in der Nähe von Hollebeke und Mentel durch Feuer verprengt.

An der Schlachtfront lebte wir unsere Vorpostenlinie während der Nacht südwestlich von Weclaire westlich von Reymen und bei Weclaire wurde ein feindlicher Handgranateneinsatz auf einen unserer Posten abgeschlagen. Die feindliche Artillerie zeigte große Tätigkeit gegen den Höhenst. unserer Front unmittelbar nördlich der Dags-Opern-Routen. Unsere eigene Artillerieaktivität dauerte an.

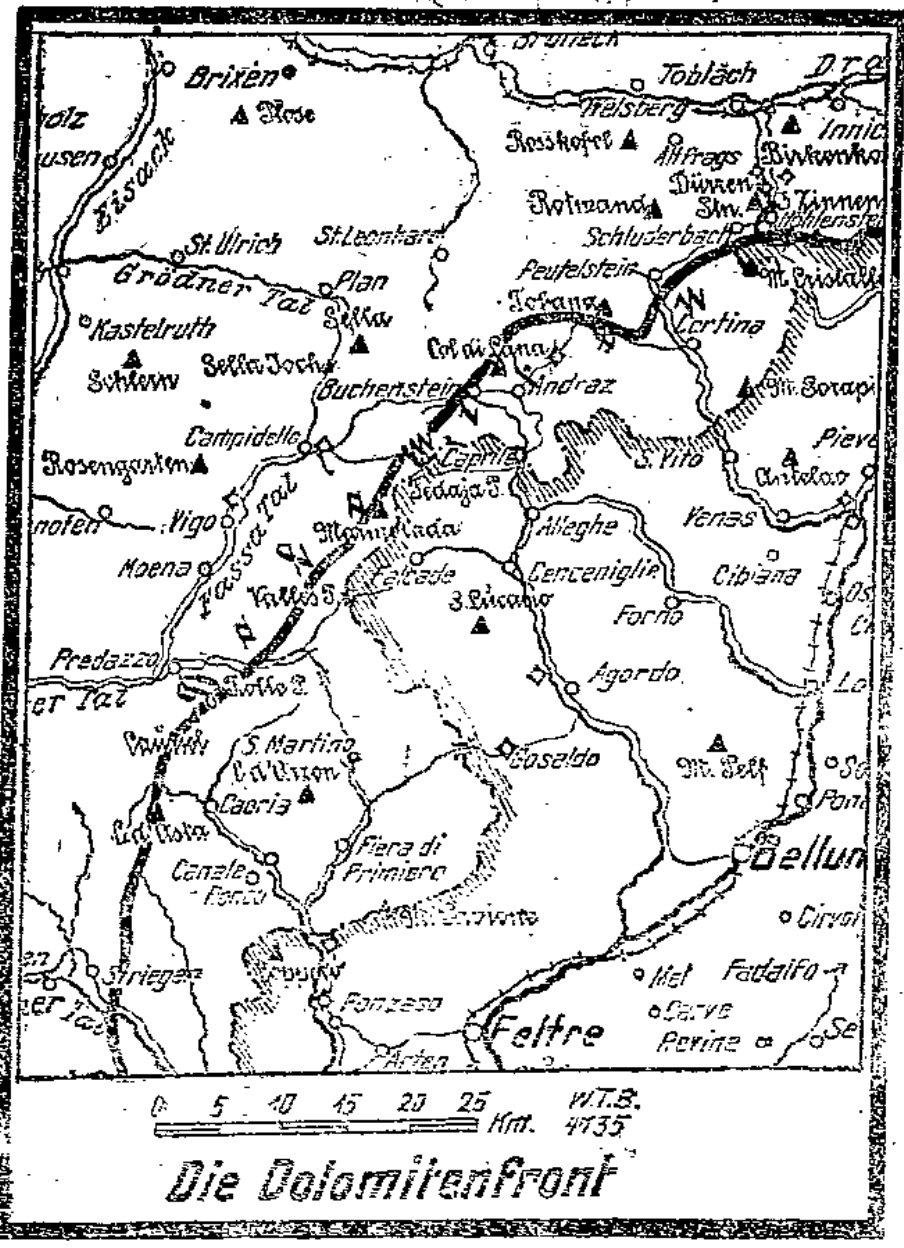
Englischer Bericht vom 5. November: Im Westgebiet wurden kleinere deutsche Abteilungen durch eine zusammengestellte Unternehmung britischer und belgischer Heereskräfte östwärts gedrückt. Im Aufwind-Tale haben unsere Truppen in Zusammenarbeit mit der feindlichen Hauptmacht zwischen Kehlweil, 3/4 Meilen südwestlich von Reymen und Weclaire. Die belgische Heeresabteilung aus der Richtung von Kehlweil erreichte Einnahme.

Russischer Bericht vom 6. November: Rost-Front: Heftigeres Geschützfeuer bei Dunaburg und westlich des Spennas, wo der Feind zeitweilig heftiges Artilleriefeuer eröffnete. Kaukasus-Front: In der Nähe von Kaschi und Kaschi wurden Abteilungen der Linken aus der ersten Gräbenlinie und dringen teilweise bis zur dritten vor. Wir erzielten einige Gefangene und Verluste. Bei Kaschi und südwestlich von Kaschi wurden kleinere feindliche Abteilungen bei Dunaburg und westlich des Spennas abgewiesen.

Rußland.

Rußland vor neuen Umwälzungen.

Was ist richtig, wie die offizielle Telegrammagentur es behauptet. Das ist die erste Novembernummer des „Kaukasus-News“ meldet aus Petersburg vom 4. November: Die russische Regierung hat eine neue Organisation des Reichstags beschlossen, die die Verfassung des Reichstags in die Tat setzt. Die Regierung hat eine neue Organisation des Reichstags beschlossen, die die Verfassung des Reichstags in die Tat setzt.



Die Dolomitenfront

vorzubeugen. Der Versuch, das Haus des Kadettenführers Nikolow zu plündern, wurde durch Truppen verhindert. Nicht gerade beruhigend klingt auch, was die Petersburger Telegraphen-Agentur vom 6. November meldet: Der Arbeiter- und Soldatenrat wählte kürzlich einen revolutionären und militärischen Ausschuss zur Herbeiführung einer engen Fühlung mit den Truppen der Hauptstadt. Heute richtete der Vorsitzende des Arbeiter- und Soldatenrats, Trocki, einen Aufruf an die Garnison Petersburgs, in dem er sie auffordert, nur die von dem genannten Ausschuss gebilligten und gezeichneten militärischen Befehle auszuführen. Gleichzeitig ernannte der Ausschuss Spezialkommissare und entsandte sie an alle wichtigeren Punkte der Hauptstadt und ihrer Umgebung. Die Abendblätter haben diese Handlungen des Arbeiter- und Soldatenrats als ersten Versuch der Maximalisten an, sich der Herrschaft zu bemächtigen. Man glaubt zu wissen, daß die Regierung entschlossen sei, diesem Versuch kräftig Einhalt zu tun und ihm ein für allemal ein Ende zu machen.

Weitere Depeschen lassen den Zwiespalt erkennen, der innerhalb der Regierung über die Schritte, die diesen „kräftigen Einhalt“ herbeiführen sollen, herrscht. Die Abendblätter melden: Die Mitglieder der vorläufigen Regierung mißbilligen die Tätigkeit des Kriegsministers, insbesondere seine Ansichten auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, die Peters seinen „internationalen Charakter“ enthalten. Es erhob sich eine Meinungsverschiedenheit zwischen dem Kabinett und General Werchowski, der schließlich aus Gesundheitsrücksichten einen vierzehntägigen Urlaub verlangte und alsbald seine Amtsbezugnahme dem Unterstaatssekretär des Krieges, General Manikowski, übertrug. Dieser Nachrich ist die Depesche von der Entlassung Werchowski's auf dem Fuße. Ein Erlaß der Regierung genehmigte das Abtrittsgeheim des Kriegsministers Werchowski aus Gesundheitsrücksichten und entsandte ihn gleichzeitig vom Amte. General Manikowski, der Gehilfe des Ministers, wurde zum vorläufigen Stellvertreter des Ministers ernannt unter der allgemeinen Leitung des Ministerpräsidenten Kerenski.

Das „Berliner Tageblatt“ meldet aus Stockholm: In russischen politischen Kreisen wird angenommen, daß auch Terestichin zu gezwungen sein wird, als Minister des Äußeren zurückzutreten, da es ihm nicht gelungen ist, Rußlands Stellung den Alliierten klarzulegen. Als Nachfolger wird bereits Rabotow genannt.

Sitten im russischen Vorparlament.

Meldung der Petersburger Telegraphen-Agentur: Das Vorparlament setzte die Aussprache über die äußere Politik fort. Der Führer der Partei der populären Sozialisten, Prieschekonow, erklärte u. a.: Es ist zweckmäßig, die Alliierten aufzufordern, die wirklichen Kriegsziele genau zu bezeichnen und der Welt zu sagen, daß sie nur einen Verteidigungskrieg führen. Wenn die Feinde dies anerkennen und ihre Zustimmung geben, die Grundbedingungen der Alliierten anzunehmen, so wäre man ihnen vorzuschlagen, in Friedensverhandlungen zu treten. — Darauf sprach der zukünftige Vertreter der russischen Demokratie auf der Pariser Konferenz, Stobelew. Er knüpfte an das historische Datum des 13. März an und zog einen Trennungsstrich zwischen der auswärtigen Politik des alten und neuen Rußlands. Die Fahne des ersten hatte die Inschrift: Eroberungen, die des zweiten: Verteidigung. Die alte Regierung erstrebte die Verlängerung des Krieges; die neue entfaltete Eifer für einen sofortigen Friedensschluß. Das Programm der revolutionären Demokratie vom 27. März wurde von der Regierung angenommen. Es lege ihr gebieterisch die Notwendigkeit auf, eine neue Politik einzuleiten. Unglücklicherweise, sagte Stobelew, machte der Minister des Äußeren, der Nikolow erstellte, keine genügend kräftigen Anstrengungen, die russische Politik in diesem Sinne zu ändern. Redner erklärte es für sehr gefährlich, daß der erste wichtige Teil der demokratischen Friedensformel, nämlich ihre sofortige Verwirklichung, in Vergessenheit giet. Stobelew erklärte, die russische Demokratie erachte den Krieg niemals als die Quelle der Zivilisation, sondern mußte immer die durch den Krieg aufgeworfenen Fragen im Geiste der Zivilisation zu lösen. Wir müssen, fuhr der Redner fort, jetzt nach Kriegsende allen unterworfenen Ländern die Bestätigung geben, daß das alte Rußland, dessen Regimenter die politischen Verhältnisse und die ungarische Revolution von 1918 unterdrückten, nicht mehr vorhanden ist. Alle im Laufe des Krieges erkundeten Fragen, erklärte ferner Stobelew, mußten im Sinne der russischen Demokratie und infolgedessen im Sinne aller Demokratien der Welt gelöst werden. Das Mißverständnis über die belgische Frage sei durch die Anweisung der Arbeiter- und Soldatenräte entstanden, aber angeklärt. Die darüber vom Arbeiter- und Soldatenrat gegebenen Erklärungen geben den belgischen Behörden volle Genugtuung. Ueber Etsaz-Lothringen herrsche zwischen der russischen und französischen Demokratie keine Meinungsverschiedenheit. Stobelew ist fort. Was Polen anbetrifft, hat die russische Demokratie ihr mögliches und wird es auch zukünftig tun, damit das polnische Volk auf dem Weltbühnen möglichst eine als unabhängiger Staat erziele. Das armenische Volk wird ebenfalls die Gewähr künftiger politischer Freiheit haben, wenn es genug Kraft für ein unabhängiges Dasein besitzt. Schließlich wird von neuem angedeutet haben müssen. Schließlich wird eine Reihe anderer nationaler Fragen, die mittelbar oder unmittelbar in Zusammenhang mit dem Kriege auf dem künftigen Friedenskongress in demokratischer Form zu entscheiden sind. Hierzu sprach die russische Demokratie alle Kräfte an, um im Laufe des demokratischen Kampfes zu ermitteln, der notwendig ist, um es bis zum

Friedenskongress zu führen. Redner ging dann zu den Anweisungen des Arbeiter- und Soldatenrats über und betonte vor allem anderen den hervorragenden Dienst, welchen er besonders dadurch leistete, daß er die Kriegs- und Friedensfragen auf die Tagesordnung zur öffentlichen Erörterung stellte. Die Mitglieder der Abordnung der russischen Republik zur Pariser Konferenz zu werden eng zusammenhalten müssen. Sie müssen den Willen des revolutionären geeinigten Landes zum Ausdruck bringen. Am jedes Mißverständnisses wegzuräumen, erinnerte Stobelew daran, daß die Regierung kürzlich erklärte, sie werde unter anderen Vertretern auch durch die Beauftragten der russischen Demokratie vertreten sein. Er schloß: Eines ist unbestreitbar, nämlich daß der Wille der russischen Demokratie auf dem Gebiete der politischen Fragen die schnellste Verwirklichung des Friedens erstrebt. Hierzu mußte die Regierung unverzüglich den Bundesgenossen vorzuschlagen, die Ziele, für die man den Krieg weiterführt, miteinander in Einklang zu bringen und von der Politik, die sich hinter dem Berge halte, zu offenen Schritten überzugehen, indem die gegnerische Seite im Namen aller Alliierten zur Besprechung der Friedensbedingungen aufgefordert wird. — Hierauf sprach der Minister des Äußeren, Terestichin. Er sagte: Ich muß einige, übrigens ganz kurze Einwendungen machen. Man darf der russischen äußeren Politik vor, daß sie nicht tätig genug war und häufig ungleich vorgehe; aber ich erklärte schon, daß unsere auswärtige Politik eng von den inneren Angelegenheiten abhängt. Diese zwang infolge der langen Anarchie, die sich immerzu verhärtete, zu diesem peinlichen Zickzack. Ich erklärte, daß das Ministerium des Äußeren entschieden gegen das Uebel ankämpfte, indem es die im Mai eingenommene Stellung zu behaupten suchte. Es gab diese auch nicht auf, wie es gewisse Berechnungen taten, wenn man ihre im März abgegebenen Erklärungen mit den heutigen vergleicht. Wir verteidigten diese Stellung. Ich erklärte offen, daß der Friede vom 16. und 18. Juli vor unserer Niederlage nahe war. Dann kamen peinliche Ereignisse und danach der Herbst, der uns mit allerley Ungemach bedrohte. Ich konnte nicht die Lebensinteressen Rußlands opfern. Freilich wäre es falsch zu glauben, daß die kriegführenden Länder — ich spreche von denen der Entente — nicht den Frieden wollen. Jeder erstrebt ihn und wir müssen unsere Ansichten über diese Frage, sobald wir ihr näher treten, streng miteinander in Einklang bringen. Wir müssen — aber auf allen Seiten — einen Frieden ohne Annexionen erstreben, was indessen jede Seite, um dieses Ziel zu erreichen, wird erklären müssen. Es sind zwei Vorbedingungen notwendig; 1. muß das Werk des inneren Friedens aufbaues des Heeres fortgesetzt werden und wir müssen fühlen, daß dieses Heer nicht im Stich gelassen und zu einem Gegenstand des Hasses wird; 2. müssen diejenigen, die sich auf der Konferenz befinden werden, mag es der Minister des Äußeren oder der Abgeordnete der Demokratie sein oder beide, fühlen, daß das ganze Land hinter ihnen steht und daß alle denken, daß das Rußland, welches sie vertreten, ein einiges Volk darstellt. (Lebhaft Beifall.) Alle vernünftigen politischen Elemente müssen dieses Volksgewissen schaffen, das kämpft und leidet, aber nicht in die Knie kniet und erklärt, daß es, gleichviel, welchen Frieden annimmt. (Anhaltender Beifall.) Wir Vertreter der Regierung wollen nicht, daß die Worte, die die Deutschen gegenwärtig in ihren Zeitungen wiederholen, daß die Revolution die Katastrophe unserer Niederlagen gewesen sei. Der Minister schloß mit den Worten: Wir empfinden um ein so schmerzlicheres Gefühl, wenn wir an Frankreich denken, wo im Augenblick der Gefahr alle Klassen vor der Marne-Schlacht zur Verteidigung des Vaterlandes drängten, wenn wir an England denken, wo fünf Millionen Freiwillige zur Verteidigung des Vaterlandes aufstanden, an selbst unterdrückte Nationalitäten und schließlich an Italien, wo die ungeschlichen offiziellen Sozialisten angeführt der tödlichen Gefahr auf einen Streit verzichteten, um das Vaterland zu retten. Wir müssen alle dieses Bewußtsein von den Interessen des Landes und den Interessen des Friedens haben. Wenn wir dies erreichen, werden unsere Bemühungen nicht unfruchtbar bleiben. Von der Arbeit derjenigen, die dort sein gehen, wird die Arbeit derjenigen abhängen, die hier bleiben. — Nach der Rede Terestichins wurde die Erörterung der auswärtigen Politik unterbrochen, um eine dringende Interpellation darüber zu erörtern, weshalb die vorläufige Regierung den verbündeten Staaten nicht die Ausrüstung Rußlands als Republik mitgeteilt habe. Nach den Erklärungen des Ministers des Äußeren nahm die Mehrheit des Vorparlaments den Uebergang zur Tagesordnung an. Die Sitzung wurde aufgehoben.

Waffenstillstand und Frieden.

Der „Basler Anzeiger“ meldet: Auf dem Kongress der Arbeiter- und Soldatenräte Rußlands teilte der Vertreter von Reval mit, daß die Arbeiterklasse und die Garnison Reval einig sind, sich der Rückung von Reval zu widersetzen. Der Vertreter der Truppen erklärte, daß die Regimenter den Abschluß eines Waffenstillstandes im Interesse bis zum 14. November an allen Fronten fordern. Danach würden die Soldaten, wie es geheimnisvoll heißt, selbst handeln. Die Flotte leide schon Not an den dringenden Bedürfnissen und es sei daher möglich, daß die Matrosen, um die Flotte zu retten, eigenmächtig einen Waffenstillstand schließen.

Auch Maxim Gorki tritt in seinem Blatt dafür ein, daß die Russen auf der Entente-Konferenz den sofortigen Friedensschluß verlangen.

Die Schwarze-See-Flotte

hat sich nach der „Rusloja Wolja“ als ukrainische erklärt. Alle Schiffe hielten die ukrainische Flagge. Künftig sollen nur ukrainische Mannschaften für diese Flotte angeworben werden.

Die Lage in Finnland.

Die Petersburger „Tel. Agentur“ meldet: Der Generalgouverneur und die Parteiführer legen die Verhandlungen über die künftigen russisch-finnischen Beziehungen fort. Augenblicklich drehen sie sich um eine Erklärung des Vertreters der Landwirtschaftlichen Partei, die sich von den anderen bürgerlichen Parteien getrennt hat und die Anerkennung des Aktes vom 31. Juli durch die einseitige Regierung verlangt. Der Generalgouverneur erklärte jedoch, daß dieser Akt nicht anerkannt werden könne, da er der Prüfung durch die Regierung nicht rechtzeitig unterworfen wurde. Somit würde seine Genehmigung oder Anerkennung dem Staatsgrundgedanken zuwiderlaufen. Der Generalgouverneur forderte die Parteiführer auf, ihren Weg zu suchen, der den Gezeiten nicht widerspricht.

Italien.

Die Lage

soll nach verschiedenen unkontrollierbaren Nachrichten in Italien eine stark verzweigte sein. Eine kombinierte Brigade soll reiblich haben. Die aufgerufenen Staatsmannschaften sollen hier nach ebenfalls eine widerspenstige Haltung einnehmen.

Der „Daily Telegraph“ berichtet aus Mailand: Ministerpräsident Orlando kontertierte mit dem früheren Ministerpräsidenten Mazzari. Dieser beantragte, ebenso wie der Kammerpräsident, einen energiegelassen Aufruf an das Volk zu richten zum Widerstand und zur Festigkeit in der Stunde der Gefahr. Weiter wurde eine Warnung Cadornas öffentlich angekündigt, daß alle Fahnenflüchtigen mit dem Tode bestraft werden. Die Warnung ist eine gute Witze.

lung. Alle Bahnhöfe werden von Militärposten bewacht; jeder, der zu desertieren oder zu entkommen versucht, wird von den Posten festgenommen.

Der Seetrieb.

Verletzung eines wehlosen deutschen Fischdampfers durch die Engländer.

In Falkenberg (Schweden) wurde mit der Besatzung des letzten Freitag im Kattegatt versenkten Geestmünder Fischdampfers „Julius Wieting“ ein Verhör abgehalten. Alle geretteten deutschen Seeleute erklärten auf das bestimmteste, daß der von britischen Schiffen in Grund geflossene Fischdampfer vollkommen unbewaffnet war und daß sich weder Waffen noch Munition an Bord befanden. Dasselbe gelte auch von den übrigen versenkten deutschen Fischdampfern. Die deutschen Seeleute sollen von Schweden freigegeben werden, wenn sich ihre Aussagen bestätigen.

Deutsche U-Boote an der englischen Küste.

„National Tidende“ meldet über Christiania aus Bergen, daß die deutschen Unterseeboote nun dicht an der englischen Küste operieren. Die gestern aus England in Bergen eingetroffene Besatzung des torpedierten norwegischen Dampfers „Leander“, 2962 Tonnen, erzählt, daß der Dampfer nur drei Viertel Meilen von der englischen Küste entfernt versenkt wurde.

Politische Rundschau.

Druckland.

Es geht etwas vor ...

Bei den geheimen Konferenzen in Berlin, an denen außer den Grafen Hertling und Czernin die Heerführer Hindenburg und Ludendorff, sowie die Vorkämpfer des Auswärtigen Amtes und des Generalstabes, dagegen kein einziger Parlamentarier, teilnahmen, soll es sich, einem Berliner Brief des „Hann. Kurier“ zufolge, um einen Wendepunkt in der Kriegszielefrage gehandelt haben. Es wird behauptet, Graf Czernin sei durchaus nicht der Pazifist, als der er nach seinen Friedensreden angesehen wird, sondern er halte jetzt den Augenblick für gekommen, wo die Mittelmächte gestützt auf ihre neuen Waffenerfolge in Staffeln ihre Kriegsziele revidieren müßten. An das Friedensangebot sei man, da es von den Feinden nicht angenommen wurde, nicht mehr gebunden. Die diplomatischen Verhandlungen in Berlin sollten demnach dem Reichskanzler Grafen Hertling eine andere Grundlage zu verschaffen, als es die Entschließung des Reichstages vom 19. Juli für Dr. Michaelis war.

Mit anderen Worten: Die Annexionisten mittlern Morgenluft. Und binnen wenigen Wochen muß es sich zeigen, ob die Reichstagsmehrheit standfest ist oder wankend wie die italienische Dolomitenfront.

Das polnische Problem.

Der Kronrat am Montag ist, wie der „Berliner Lokal-Anzeiger“ erfährt, zu einem Uebereinkommen gelangt, das eine Lösung des polnischen Problems im östereichsten Sinne vorzieht. Der Kaiser von Oesterreich soll der Titel eines Königs von Polen annehmen und somit Polen mit Oesterreich in Personalunion verbunden werden, wobei Galizien zum zukünftigen Königreich Polen geschlossen werden soll. Ein Ausgleich ist in der Richtung in Aussicht genommen, daß Litauen und Kurland in ein ähnliches Verhältnis zu Preußen treten sollen, wobei in repräsentativer Hinsicht etwa an den Titel eines Großfürsten von Litauen und Herzogs von Kurland gedacht wird. In Oesterreich scheint diese Ordnung der Dinge auch von den deutschen Parteien gebilligt zu werden; sie legen indessen entschiedenen Wert darauf, daß über Polen die unbedingt erforderliche Stärkung des Deutschen Reiches in Oesterreich nicht vergessen wird. Hier müßten nach ihrer Ansicht Garantien verlangt werden, die dem östereichischen Volkstum die ihm zukommende staatsrechtliche Stellung für alle Zeiten sichern.

Daß diese Lösung die Billigung der Sozialdemokratie nicht findet, brauchen wir wohl kaum besonders zu betonen. Wir stehen im Interesse der Mittelmächte auf dem Standpunkt, daß man die Lösung der innerpolitischen Verhältnisse Polens dem polnischen Volke selbst überlassen sollte.

Die Reichstagsmehrheit ist der innere Feind.

Diese Entdeckung hat ein protestantischer Geistlicher, der Pfarrer Hauff in Spöck bei Karlsruhe in Baden gemacht, der gedruckte Heimatgrüße an seine im Felde stehenden Pfarrangehörigen verschickt und schon früher in einem derselben behauptet hat, den päpstlichen Friedensversuch müsse Deutschland wegen seines internationalen Charakters zurückweisen; wir dürften nur einen deutschen Frieden schließen. Im neuesten Heimatgruß sagt er nun: „... Da hat man den inneren Feind gegen das unbezwingbare Reich aufgerufen. Den sehen wir in der Reichstagsmehrheit mit ihrem Verzichtsfriedensangebot tätig. Dieser innere Feind will unsern kämpfenden Heldenvolk das Rückgrat brechen.“

Es fehlt jetzt nur noch die pfarrherrliche Schlussfolgerung, daß die Reichstagsmehrheit direkt auf die Niederlage Deutschlands hinarbeite. Dieser Pfarrer Hauff ist reis zum Ehrenmitglied für — die Vaterlandspartei!

Christlich-nationale Warnungsworte.

Im soeben erschienenen Novemberheft der „Deutschen Arbeit“, der Monatschrift für die Bestrebungen der christlich-nationalen Arbeiterschaft, wendet sich der Herausgeber Franz Köhr sehr scharf gegen die Art, wie man die verschobene Neuorientierung durchführe. Alles, was geschehen sei, hätte nichts Freudiges, nichts Ganzes, nichts Ueberlegtes gehabt. Man habe uns mürrisch und gelegentlich die Gaben gereicht, „wie man einem Kinde eine Süßigkeit reicht, wenn man gerade ein Interesse daran hat, daß es für den Augenblick artig sei“. Der alte Erbfehler der Halbheiten feiere Triumphe, und neben der langen Dauer des Krieges und der Unsicherheit seines Ausganges sei auch der Burgfriede darüber in Trümmer gegangen. Das deutsche Volk habe jetzt für die ständige Hinausschiebung aller größeren Fragen „auf die Zeit nach dem Kriege“ kein Verständnis mehr.

Es fehlt nicht ein, weshalb nicht jetzt schon aufgeräumt wird mit den auf ganz Deutschland zurückwirkenden Klassen- und Kastenprivilegien, weshalb nicht durch die Einführung des direkten und gleichen Wahlrechts in Preußen, weshalb die Regierung so gut wie nichts tut, um die gerade jetzt unendliche wichtige Aufgabe der Herstellung guter Beziehungen zwischen organisierten Arbeitgebern und Arbeitnehmern in der großen Industrie einer Lösung entgegenzuführen. Das

Der amtliche Kriegsbericht.

Abgeschlagene Angriffe in Flandern.

Wieder mehrere tausend Italiener gefangen.

WZB. Großes Hauptquartier, 7. Novbr. (Amstf.)

Westlicher Kriegsschauplatz.

In Flandern wurde gestern erbittert gekämpft! Nach dem gewaltigen T... melfeuer am frühen Morgen traten englische Divisionen von ... beckapelle bis zur Bahn ... ppern — Roulers und gegen die ... öhen von Becelaere und Ghelunvelt zum Sturm an. Nördlich von Passchendaele brach der Angriff in unserer Abwehrfeuer zusammen. In Passchendaele drang der Gegner ein. In zähen Ringen wurde ihm der Ostteil des Dorfes wieder entzissen. Gegen Mittag führte der Feind frische Kräfte in den Kampf. Sie konnten die Einbruchsstelle bei Passchendaele nur örtlich erweitern. Unsere Stellung läuft am östlichen Dorstrand.

Der gegen die Höhen von Becelaere und Ghelunvelt mit starken Kräften gerichtete Ansturm zerfiel meist schon vor unseren Schüssen. Eingedrungener Feind wurde im Nahkampf überwältigt. Die Wirkung unserer Vernichtungsfeuer hielt weiter sich vorbereitende Angriffe nieder.

Auf dem Schlachtfeld dauerte der starke Artilleriekampf bis in die Nacht hinein an.

Bei den anderen Armeen der Westfront lebte die Artillerietätigkeit an vielen Stellen auf und steigerte sich besonders auf dem östlichen Maasufer und zeitweilig im Sundgau zu größerer Heftigkeit.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz und an der mazedonischen Front keine größeren Kampfhandlungen.

Italienische Front.

Im Gebirge und in der venezianischen Ebene wird die Verfolgung fortgesetzt. Einige tausend Gefangene sind eingebracht worden.

Der Erste Generalquartiermeister.

Ludendorff.

Volk hat kein Verständnis dafür, daß die Regierung sich anscheinend gar nicht kümmert um den Ausbau der Schulgesetzgebung, um ein Reichswohnungsgesetz und die Reichswohnerversicherung. Es verlangt, daß diesem ewigen Hinhalten, Gehenlassen und Nichtbeachten ein Ende gemacht wird. Die Regierung muß zu Taten schreiten und zwar bald. ... Wenn sie glaubt, daß das Volk geduldig zu warten habe, bis sie ihm bei passender Gelegenheit ihre Gaben von obenherunter reichen, so irrt sie dabei nicht nur, sondern handelt auch außerordentlich schädlich für den Staat.“

In einem Aufsatze über die Lohnfragen im Kriege weist dann Theodor Brauer mit Nachdruck auf die scharfmacherischen Versuche hin, gegen das Bestreben der Arbeiter nach Lohnaufbesserung die Bestimmungen des Strafgesetzbuches über Erpressung und Vergleichen anzurufen. Es sei ein Zeichen der Zeit, daß ein Teil der angesehenen Presse sich gar keine Mühe mehr gebe, den wirklichen Verhältnissen auf dem Grund zu gehen, sondern den Anklagen gegen die „unerschütterliche“ Arbeiterschaft ungeprüft lauten Beifall zolle, während die Gegenrede der Arbeiter kaum Gehör fände.

Die Wahlrechtsvorlage für Koburg-Gotha.

Dem augenblicklich tagenden gemeinschaftlichen Landtag der Herzogtümer Koburg und Gotha ist die bereits angedeutete Regierungsvorlage über Einführung des direkten, gleichen und geheimen Wahlrechts zugegangen. Wahlberechtigt ist jeder Staatsbürger, welcher das 25. Lebensjahr zurückgelegt, seit mindestens einem Jahre die Staatsangehörigkeit erworben und für das der Wahl vorangegangene Rechnungsjahr Staatssteuern bezahlt hat. Die Zahl der Mandate wird im Herzogtum Koburg von 11 auf 13, im Herzogtum Gotha von 19 auf 24 erhöht. Die neuen Sitze fallen ausschließlich den Städten zu. In den Städten wird die Verhältniswahl eingeführt. Wahlbar ist jeder Wahlberechtigte, welcher das 30. Lebensjahr zurückgelegt hat.

Uns Süden und den Nachbargebieten.

Mittwoch, 7. November.

Der Sozialdemokratische Verein hält am morgigen Donnerstagabend im Gewerblichshaus seine Mitgliederversammlung ab. In derselben wird über die Verhandlungen des Parteitag in Würzburg berichtet werden. Die Genossinnen und Genossen werden ersucht, zahlreich zu erscheinen.

Der Zuckermacher.

Zuckerindustrielle, Rübenbauern, agrarische Presse und was sonst dazu gehört: landwirtschaftliche Vereine, alle arbeiten mit vereinten Kräften an dem schönen Ziele, wieder einmal eine Erhöhung der Preise für Zucker durchzudrücken. Bei den jetzigen Preisen könnte man unmöglich noch zurechtkommen: gestiegene Selbstkosten, hohe Löhne usw. Wer trotzdem noch daran zweifelt, daß es ohne Preiserhöhung nicht geht, der beachte folgendes: Das Vorkriegsgewicht der Zuckerrüben hat beträchtlich zugenommen, die Blätterentfaltung und der Zuckergehalt sind in den letzten Wochen gefördert worden. — So berichtet das bekannte statistische Bureau von F. D. Licht in Magdeburg. Also eine gute Ernte ist zu erwarten: da muß es auch gute Preise geben, denken die Zuckerindustriellen.

Sie sind an tüchtige Ueberschüsse gewöhnt und auf deren Steigerung begierig. Das bedingt höhere Preise. Man höre nur, was herausgeholt werden muß:

Die Zuckerfabrik Altjauer, die für 1915/16 nur 11 Proz. Dividende verteilte, wirt für das letzte Jahr 20 Proz. ab. Die Zuckerfabrik Schrote gibt den Aktionären für das letzte Jahr 23 vom Hundert, die Zuckerfabrik Rujavien desgleichen. Von 13 auf 24 Prozent erhöht die Zuckerfabrik Tuzno ihre Ausschüttung. Die Zuckerfabrik Grantenthal bringt für 1916/17 30 Proz. Dividende heraus, überdies hat man für die Aktionäre noch einen Gewinnanteil gewährt. „Kur“ 15 Proz. schüttet die Rübenzuckerfabrik Groningen aus.

Nun gibt es allerdings auch eine Reihe von Fabriken, die nur sehr niedrige Dividenden verteilen. Aber die Ausschüttungen sind durchaus kein Maßstab für die Rentabilität der Unternehmen, bei denen gewöhnlich die Rübenlieferanten gleichzeitig die Aktionäre der Zuckerfabrik sind. Als Fabrikanten bewilligen sie sich sehr hohe Rübenpreise und Abschüttungen, damit für die Zuckerfabrik keine hohen Ueberschüsse verbleiben. Dieser Umstand erklärt es

auch, daß die Rübenbauern so besorgt um das Wohlergehen der Zuckerfabriken sind und die Zuckerindustriellen wie die Löwen für hohe Rübenpreise kämpfen. Hier wäscht man sich nicht gegenteilig, sondern sich selbst — die Hände.

Und weil Rübenbauern und Zuckerindustrielle sich so tapfer unterstehen, ist ihr Anschlag auf die Taschen der Verbraucher von so glänzendem Erfolg gekrönt. Mit der jetzt bekanntgegebenen Erhöhung haben die Zuckerpreise das Zwei- bis Zweieinhalbfache ihres Standes vom November 1914 erreicht, eine Tatsache, die in erster Linie mit der Preissteigerung für Zuckerrüben zusammenhängt. Im Frieden belief sich der Rübenpreis auf 90 Pfg. bis 1,10 Mk. für den Zentner, im Februar 1916 wurde er auf 1,50 Mark, im Dezember des gleichen Jahres auf 2 Mk. und endlich im März 1917 noch weiter erhöht. Eine ähnliche Entwicklung zeigen die Preise für Rohzucker und Verbrauchs Zucker (Raffinade). Durch Bundesratsverordnung vom November 1914 wurde der Rohzuckerpreis auf 9,50 Mk. festgelegt, während für Raffinade eine Marge von 10 Mk. über den Rohzuckerpreis hinaus bestimmt wurde. Schon im Mai 1915 trat eine Erhöhung des Rohzuckerpreises auf 11,25 Mk. ein, wogegen für Raffinade keine Abänderung vorgenommen wurde. Der August 1915 brachte dagegen sowohl für Rohzucker wie für Raffinade neue Steigerungen, für ersteren auf 12 Mark, für letztere auf 22,60 Mk. Ebenso war es im Februar 1916, wo der Preis für Rohzucker auf 15 Mk. für Verbrauchs Zucker auf 26 Mk. bemessen wurde. Im März 1917 fand noch eine Steigerung des Rohzuckerpreises auf 22 Mk. statt, um dann durch die jetzige Bundesratsverordnung den Betrag von 23 Mk. zu erreichen, während der Preis für Verbrauchs Zucker auf 36 Mk. bemessen ist. Auf die Kleinhandelspreise haben die verschiedenen Schwankungen nicht in entsprechender Weise eingewirkt und zwar deswegen nicht, weil die an sich notwendig gewordene Erhöhung des Mundzuckerpreises dadurch vermieden wurde, daß der vom Heere und der Industrie gebrauchte Zucker etwas über den Durchschnittspreis der Mundzucker aber unter dem Durchschnittspreis zum Verkauf gelangt. Auch für den Herbst 1917 war, wie damals mitgeteilt wurde, von den zuständigen Stellen eine ähnliche Regelung ins Auge gefaßt, sie wurde jedoch nicht durchgeführt. Die Regierung hat sich gegenüber den Wünschen der Zuckerindustrie und der Landwirtschaft entgegenkommender verhalten als gegenüber den Wünschen der Verbraucher.

Nun ist, wie der Preis vom hiesigen Postamt bekannt gegeben wurde, der Preis für gemahlene Weichs und feinsten Kristallzucker um 10 Pfg. pro Pfund erhöht worden. Er entspricht dem jetzt auch in Hamburg geltenden. In der Bevölkerung ist man über das ständige Steigen der Preise aller Verbrauchsartikel, durch welches kein größeres Quantum an die Verbraucher kommt, sondern nur der Gewinn der Produzenten größer wird, sehr erbittert. Sie findet, daß bei der Preissteigerung ihre Interessen keine Berücksichtigung finden. Sie fragt sich, ob denn garnichts dagegen zu unternehmen ist. Vielleicht doch.

Im Bamberger Stadtmagistrat wurde scharf Protest gegen die von Reich wegen beabsichtigte Erhöhung der Zuckerpreise erhoben. Es wurde festgestellt, daß der von der Reichsverwaltung den bayerischen Kommunalverbänden im Oktober und November zugewiesene Zucker aus alten Beständen herrührt, und es wurde die Frage aufgeworfen, wozu der durch die ungerichtete Preissteigerung erzielte Gewinn diene. Es dürfte mit einer Erhöhung des Preises für das Pfund Zucker um 10 Pfg. gerechnet werden. Weiterhin wurde in der Sitzung das Vorgehen der Reichsverwaltung als Staatswucher und als unerhörte Ausbeutung des Volkes bezeichnet. Hierauf wurde einstimmig ein Beschuß angenommen, wonach beim bayerischen Staatsministerium und beim Kriegswirtschaftsrat gegen die Erhöhung protestiert wird.

In hiesigen Schulen wurden in der vorigen Woche an Schülern und Schülerinnen Propagandaschriften verteilt, die den Titel: „Wen alle siegen!“ tragen. Sie enthalten u. a. zwei farbige Karten, von denen die erste überliefert ist: „Das Europa der Zukunft, wie es die Alliierten durchsetzen müssen, um den ewigen Frieden von Europa zu sichern.“ Ein Pariser Professor hat sie entworfen und darin dargelegt, daß die Zerstückelung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zu diesem Zwecke notwendig sei. Bekanntlich gibt es auch in Deutschland Professoren und andere Leute, die von fast allen Ländern, die gegen uns im Kampfe stehen, Stiche abreiben möchten, um so, wie sie sagen, die Zukunft unseres Landes zu sichern. Wenn die Propagandaschrift die Verwerflichkeit solcher Pläne überhaupt zeigen wollte, so wäre dagegen nichts einzuwenden, obwohl man besser urteilslose Kinder damit vorlichte. Doch ist das wohl nicht der Zweck, denn dazu passen die im alldutschen Ton gehaltenen textlichen Ausführungen nicht. Die zweite Karte zeigt, welche Gebiete tatsächlich von den Mittelmächten besetzt sind, es ist die Kriegskarte. Und dann wird vor einem „faulen Frieden“ gewarnt. Direkte Eroberungsziele werden nicht aufgestellt. Dennoch haben manche Eltern mit Unwillen den Eindruck gewonnen, daß es sich um eine verfechtete Agitation der Gegner eines Verständigungsfriedens handelt. Dazu ist aber die Schule der allernächste Ort. Weiter muß gefragt werden, ob diese Agitation im Auftrag der Oberstaatsbehörde erfolgt und wer die Kosten trägt. Gewiß sind alle Deutschen darin einig, daß das Land kraftvoll verteidigt werden muß, solange die Feinde es bedrohen und noch nicht zum Frieden der Verständigung bereit sind. Aber für gewisse Pläne, die den Zweck der sogenannten Vaterlandspartei ausmachen, sind sie nicht zu haben.

Eine Einschränkung der Elektrizitätsentnahme auf achtzig Prozent des vorjährigen Verbrauchs ist jetzt angeordnet worden, nachdem die Gasentzweiung schon vor Monaten erfolgt ist. Diese Verfügung geht von dem Reichskommissar für die Kohlenverteilung aus. Die angeordnete Ersparnis beträgt also 20 Prozent. Doch sind die Bestimmungen diesmal nicht so streng, und sie lassen in geeigneten Fällen auch Ausnahmen zu. Wie gehen hier die für den Verbraucher wichtigsten Bestimmungen wieder: Der Verbrauch elektrischer Arbeit wird eingeschränkt sowohl bei den Verbrauchern, die sie von einem Stromverteilungsunternehmen beziehen, als auch bei denen, die sie in eigener Anlage (Eingelantage) erzeugen. Der Verbrauch wird für alle Verbraucher von elektrischer Arbeit, also auch für kriegsnotwendige Betriebe, eingeschränkt, und zwar im allgemeinen auf 80 Prozent des Verbrauchs im gleichen Monat des Kalenderjahres 1916. Ist der Verbrauch im Vergleichsmonat aus besonderen Gründen außergewöhnlich gewesen, so kann ein anderer Zeitraum zugrunde gelegt werden. Es bleibt vorbehalten, einzelne Verbraucher in stärkerem Maße als auf 80 Prozent des Verbrauchs von 1916 einzuschränken. Kriegsnotwendige Betriebe, deren Verbrauch infolge von Erweiterungen gegenüber den des gleichen Monats des Jahres 1916 wesentlich gestiegen ist, werden auf 80 Prozent des Durchschnittsverbrauchs der Monate August, September und Oktober 1917 eingeschränkt. Für Betriebe, die besonders kriegsnotwendig oder im Interesse des öffentlichen Lebens und der öffentlichen Sicherheit dringend notwendig sind, kann auf Antrag die Einschränkung des Verbrauchs elektrischer Arbeit teilweise oder ganz außer Kraft gesetzt werden. Von jeder derartigen Genehmigung ist dem Reichskommissar für die Kohlenverteilung Mitteilung zu machen. Verbraucher, die vor Inkrafttreten dieser Bekanntmachung bereits Einschränkungen des Verbrauchs elektrischer Arbeit vorgenommen hatten, können Berücksichtigung bei Durchführung der Bestimmungen dieser Bekanntmachung beantragen. Kleinverbraucher werden von der Einschränkung des Verbrauchs elektrischer Arbeit nicht betroffen, sofern der Jahresverbrauch 250 Kilowattstunden nicht übersteigt. Für Stromerzeugungsunternehmen, die in ihrer Leistungsfähigkeit nicht erschöpft sind und bei deren Betrieb außerdem eine Ersparnis an Kohle und Treiböl nicht möglich oder nicht notwendig ist (gewisse Wasserkraftanlagen, gewisse Brau- und Kältewerke, gewisse mit Abfallprodukten betriebene Kraftwerke usw.) kann der Reichskommissar für die Kohlenverteilung auf Antrag die Bestimmungen dieser Bekanntmachung ganz oder teilweise außer Kraft setzen. Neuanlagen und Erweiterungen

Neuanläufe sowie Erweiterungen bestehender Anlagen dürfen nur auf Grund besonderer Genehmigung ausgeführt werden. Diese darf nur in dringenden Fällen und nur dann erteilt werden, wenn der Mehrbedarf an Kohle oder Treiböl sichergestellt ist, und wenn die Leistungsfähigkeit des Stromversorgungsunternehmens es zulässt. Kuppreis auf den Mehrverbrauch. Verbraucher, die von einem Stromversorgungsunternehmen elektrische Arbeit gegen Bezahlung erhalten, haben für jede trotz besonderer Warnung über die zugelassene Menge hinaus verbrauchte Kilowattstunde einen Kuppreis von 50 Pfg. zu zahlen.

Die Einweihung der Ehrengrabstätte Boberi in Ostpreußen, wo die Gefallenen der in unserer Heimat zusammengestellten Reserve-Infanterie-Regimenter Nr. 265 und 266, unter denen sich manche Söhne Lübeds befinden, bestattet sind, erfolgt am 11. November mittags 1 Uhr. Der Entwurf für die aus freiwilligen Spenden errichtete Ehrengrabstätte wurde vom hiesigen Garteninspektor Maass, dem Schöpfer des Lübeder Ehrenhains, ausgeführt. Jetzt ist das Werk vollendet. Eine von einer Gemälmalerin umwundene, mit acht Eichen beplante Ehrengrabstätte, überlagert von einem gewaltigen, 7 Meter hohen steinernen Kreuz, gibt weithin Kunde von dem Opfertum der Gefallenen und der Dankbarkeit der Heimat. Soweit Angehörige von Gefallenen an der Einweihung teilnehmen wollen, ist der Vorsitzende des Landes-Kriegerverbandes, Bureau: Kohlmarkt 1, Fernsprecher 715, gerne zur Auskunftserteilung bereit.

Weihnachtsliebesgaben 1917. Man schreibt uns: Zum Besten der Weihnachtsliebesgaben für unsere Soldaten zu Lande und zur See werden am Sonnabend und Sonntag Opfertage veranstaltet, bei denen ungehindert der dringenden Notwendigkeit, unsere wackeren Kämpfer mit Liebesgaben zum Weihnachtsfest zu versehen, lebhafteste Beteiligung seitens aller Bevölkerung zu erwarten wird.

Zweiter Papiertag der Kriegs-Brodensammlung. Noch immer ist es nötig, alles irgendwie erreichbare Altpapier, seien es alte Zeitungen, Zeitschriften, Einweihungspapier, vollgeschriebene Aufschätze, alte Akten usw. zu sammeln. Die Kriegs-Brodensammlung wiederholt ihre dringende Bitte, ihren jugendlichen Mitarbeitern alles irgendwie erwerbliche Altpapier auszuhandigen, die es gegen Gutscheine der Sammelstelle Salzspeicher zuführen. Nächster Hauptabfertigungstag: Sonnabend, den 10. November. Für jedes abgeführte Kind freie Beteiligung an der „Polnische Wirtschaft“.

Hausatheater. Man schreibt uns: Am heutigen Mittwochabend 7 Uhr findet eine Wohltätigkeitsvorstellung zugunsten der Schwefelkinder statt. Dieselbe wird eingeleitet durch einen von Conrad Kiedel verfassten und Fräulein Auguste Kiedel gesprochenen Prolog. Diesem folgt eine Aufführung der mit so großem Beifall aufgenommenen neuesten Komödie „Die Königin der Luft“ von Reimann und Schwarz. In den Zwischenpausen werden u. a. Lose der Lotterie zugunsten der Schwefelkinder, auf deren Vertrieb besonders Wert gelegt wird, angeboten. Die auf die-

selben entfallenden Gewinne sind sehr nützlich und zum Teil sehr wertvoll. Es ist zu hoffen, daß die Direktion des Hausatheaters in der Lage sein wird, eine möglichst ansehnliche Summe dem edlen Zweck zuführen zu können. Außer in den bekannten Verkaufsstellen sind Eintrittskarten auch in Roberts Musikalienhandlung, Breite Straße, zu haben.

Freie Jugend. Auf den heute abend im Jugendheim, Bahnhofsstraße 58, stattfindenden Lichtbildvortrag: „Eine romantische Rheinreise“ sei hierdurch nochmals hingewiesen. Auch Gäste sind willkommen!

pb. Verhaftet wurde ein Heizer und ein Schmieder eines im hiesigen Hafen liegenden Dampfers, die ihren Urlaub überschritten und den sie anhaltenden Militär-Posten fälschlichen Widerstand entgegen gesetzt hatten.

pb. Wer ist der Eigentümer? Im Kanal in der Nähe der Lübschen Brauerei wurde am Sonntag, dem 4. ds. Mts., eine schwarz-bunte ungefähr 1 1/2 Jahre alte Starke mit den Ohrenmarken H. G. L. und der Nummer 4725 als Kadaver treibend aufgefunden. Der Eigentümer der Starke wird ersucht, sich im Bureau der Kriminalpolizei zu melden.

pb. Del gestohlen. In der Nacht von 2. zum 3. ds. Mts. ist auf einem im hiesigen Hafen liegenden Schleppdampfer ein Faß mit Leinöl angebohrt und das ganze Del gestohlen worden.

pb. Diebstahl. Festgenommen wurde ein Dienstmädchen, welches sich des wiederholten Diebstahles zum Nachteil seiner Dienstherrschaft schuldig gemacht hatte.

Segeberg. Eine eigenartige Beleidigungssklage beschäftigte das hiesige Amtsgericht, vor dem sich ein Landwirt der Umgegend zu verantworten hatte. Dieser Landwirt lag im Streit mit einem Bürgermeister und suchte diesen bei jeder Gelegenheit zu ärgern. Dazu gehörte es, daß er den Bürgermeister in Schriftstücken, die er an ihn zu richten hatte, ständig mit „du“ anredete, bis die Geschichte dem Bürgermeister zu viel wurde und er die Beleidigungssklage gegen den allzu vertraulichen Briefschreiber erhob. Als der Beklagte vor Gericht gefragt wurde, weshalb er dazu gekommen sei, den Bürgermeister zu duzen, leistete er sich den Scherz, mit harmloser Miene zu erklären, er sage ja auch zum lieben Gott „du“. Für diesen Scherz an erster Stelle hatte jedoch das Gericht kein Verständnis. Es verurteilte den Landwirt zunächst einmal wegen Beleidigung des Bürgermeisters zu 100 Mark Geldstrafe und dann wegen jenes Vergleichs, der als Ungebühr vor Gericht angesetzt wurde, zu drei Tagen Haft.

Hamburg. Großfeuer in Wilhelmsburg. Die Deckschiffwerke von C. B. Michael am Wilhelmsburger Reiherrstieg sind am Dienstag abend von einem Großfeuer heimgesucht worden. Es entstand in dem langgestreckten Lagerraum der Werke

und verbreitete sich sehr schnell über ihn. Der ganze Raum fiel dem Feuer zum Opfer und ebenso die in ihnen lagernden großen Vorräte an Rohstoffen und Heubehältern, das Fecht von den Mühlsteinen hergestellte wird. Auch auf das Dach der Mühle sprang das Feuer schon über, aber der Hamburger Feuerwehrgelang es durch schnelles Eingreifen, die Mühle zu erhalten. Das Feuer soll durch Explosion des Mehlstaubes in der Darre entstanden sein. Es hat einen erheblichen Schaden verursacht.

Kiel. Zu vier Jahren Zuchthaus wurden der Täter Ostermeier aus Sachsen und der Kellner Raabtmann aus Kiel verurteilt, die im September dem Goldwarenhändler Peterfen in Schleswig für 14 000 Mark Goldsachen und Brillanten gestohlen hatten.

Neueste Nachrichten.

Berlin, 6. November. (Amtlich.) Neue U-Boots-Erfolge im Sperrgebiet um England. 13 000 Brutto-Register-Tonnen. Unter den versenkten Schiffen befand sich ein Dampfer, der 5500 Tonnen Mais für England an Bord hatte.

Der Chef des Admiralsstabes der Marine.

Aufbruch in Petersburg.

222. Petersburg, 7. November. (Nichtamtlich.) Nach einer Meldung der Petersburger Telegraphen-Agentur hat der militärische Inspektor des Arbeiter- und Soldatenrates ausfolge militärischer Maßnahmen des Generalgouverneurs von Petersburg die Verhandlungen zur Beilegung des Konflikts abgebrochen und seinen Truppen den Befehl gegeben, der Regierung nicht zu gehorchen. Gegen 5 Uhr abends gaben die Behörden den Befehl, die Brücken zwischen dem Arbeiterviertel und dem Zentrum der Hauptstadt zu zerstören.

Verantwortlich für die Rubrik „Aus Lübed und den Nachbargebieten“ und die mit P. L. gekennzeichneten Artikel: Paul Schmidt, für den gesamten übrigen Inhalt: Johannes Stelling, Redakteur: Th. Schwarz, Druck: Friedr. Meyer & Co. sämtlich in Lübed.

Sammelt Papier! 2. Hauptabfertigungstag: Sonnabend, 10. November.

Für jedes Kind 1 Wurf in die „Polnische Wirtschaft“; bei Abfertigung von 10 Pfund und mehr 2 Würfe. Außerdem Gutscheine. Gedruckt von 9—1 Uhr u. 3—5 Uhr werktäglich.

Kriegs-Brodensammlung, Sammelstelle Salzspeicher.

Bekanntmachung
über die Sammlung von Küchenabfällen.

Samt Bekanntmachung vom 29. Oktober 1914 sind die Haushaltungsvorstände verpflichtet, dafür zu sorgen, daß alle als Viehfutter verwertbaren Küchenabfälle, insbesondere Kartoffelschalen und Gemüsereste, von dem übrigen Hausmüll getrennt gesammelt und zur Abholung bereit gehalten werden. Jede Verunreinigung dieser Abfälle durch andere Gegenstände, wie Kohlen, Stroh, Papier usw. ist streng untersagt.

Zusammenfassungen werden in derselben Weise bestraft wie Verstöße gegen die Verordnung über die Abfuhr von Koth und Urat aus der Stadt und den Vorstädten vom 22. März 1901.

In gegebener Veranlassung bringt das Polizeiamt diese Vorschriften in Erinnerung.

Lübed, den 6. November 1917. (3457)

Das Polizeiamt.

Dachpuffer und Blitzableiter.

(Siehe 1. Bauverordnung vom 9. März 1917 (Lüb. Anz. Nr. 114)
2. Verordnung des Polizeiamts über Maßnahmen über Dachpuffer und Blitzableiter vom 15. Oktober 1917 (Lüb. Anz. Nr. 474).

Die Aufgaben der beauftragten Behörde für die Abnahme von Dachpuffer und Blitzableitern und vom heutigen Tage ab an die Baubehörde übergegangen. In der Zuständigkeit des Polizeiamts für die übrigen Verwaltungsmaßnahmen wird nichts geändert.

Die Metallarbeiten finden auch unter der Baubehörde im Schuppen Nr. 1 an der Untertrage statt.

Lübed, den 6. November 1917. (3460)

Das Polizeiamt. Die Baubehörde.

Die Metallannahme des Polizeiamts

wird am 7. ds. Mts. nach Mengstraße Nr. 4 verlegt.

Am Montag morgen entschlief sanft nach schwerer Krankheit mein lieber Mann, unser guter Vater, Schwieger- und Großvater, der frühere Maurer (3462)

Heinrich Ahrens
im 72. Lebensjahre, tief betrauert von den Seinen.

Doris Ahrens geb. Westphal.
Hermann Ahrens, z. Zt. im Felde, und Frau geb. Mauss.
Adolf Ahrens und Frau geb. Lau.
Anton Storr und Frau geb. Ahrens.
Rudolf Ahrens, z. Zt. im Felde, u. Fr. geb. Bollmann.
Lübeck, den 7. November 1917.
Marktstraße 12.

Die Trauerfeier findet am Dienstag, d. 12. November, nachmittags 2 1/2 Uhr, in der Kapelle Vorwerk statt.

Am Freitag, den 7. November, abend 8 Uhr, findet wieder ein **Blasweiben** aller Art statt.

Carl Fabbsch, Richter und Stadtrat, Zentralfabrik Nr. 19.

Indem wir auf eine Genesung hofften, erhielt ich die kieselstürende Nachricht, daß mein innigstgeliebter, herzenguter Mann, meiner beiden Kinder treu sorgender Liebhaber Vater, unser guter Sohn, Schwiegersohn, Bruder, Schwager und Onkel, der Sechsjahreswaise

Karl Erdmann
im 35. Lebensjahre in einem Kriegs-Lazarett in Rumänien nach gut 2 Monate langer schwerer Krankheit am 25. Oktober gestorben ist. Er folgte seinem Schwiegervater nach 10 Monaten u. seinem Schwager nach kaum 2 Monaten in die Ewigkeit. In unangenehmem Schmerz

Pauline Erdmann
geb. Schmalz u. Kindern und allen Verwandten.
Brodesstraße 47. 3449
Ruhe sanft in fremder Erde!

Gestern morgen entschlief sanft nach kurzem schwerem Leiden meine liebe Frau und meiner Kinder treu sorgende Mutter

Elise Fromm
geb. Ringswiltz
im Alter von 78 Jahren.
Dies zeigen an (3464)
C. Fromm u. Kinder.
Gumbelstraße 50/3.
Die Beerdigung findet am Freitag, dem 9. ds. Mts., nachmittags 2 1/2 Uhr, von der Kapelle des Borwerker Friedhofes aus statt.

Für die mir zuteil gewordene Unterstützung vom Allgemeinen Gärtnerverband danke herzlich.

Frau Lütjohann Wwe.

Ein Kaninchenweibchen
zu verkaufen. (3465)
Pörslinger Allee 156.

Jedes Bild
vergrößert (3454)
Reinhard, Gloriusstraße 5.

Visitenkarten
Buchdruckerei Fr. Meyer & Co.

Kaiser- und Volksdienst für Heer und Flotte.

Zur Sammlung von Beiträgen für Weihnachts-Liebesgaben 1917 werden

am **Sonnabend, 10. Nov.**
u. **Sonntag, den 11. Nov.** **zwei Opfertage** veranstaltet. Um rege Beteiligung wird gebeten.

Vorbereitende Damen-Versammlung hierzu: Freitag, 10. Nov. 8 Uhr, im **Königst. 5. Bereich vom roten Kreuz.** **Marie-Liebesgabenanstalt.**

Wohltätigkeits-Vorstellung für die Schwesternspende
am **Mittwoch, 7. November,** abds. 7 Uhr, im **Konzerthaus.**
Prolog, verfasst von Herrn **Konrad Kiedel**, gesprochen von **Frl. Aug. Kiedel.**
Hiermit: (3463)

Die **Königin der Luft.**
Gr. Posaen und Gesang u. Tanz im **S. Akt v. Reinmann u. Schwarz.**
Kartenspieler: **Musikalienhandlung Ebert, Breite Str., u. in den bekannt. Verkaufsstellen.**

Weihnachtsspende für das Heer.

Fertig hergestellte Liebesgabenpakete, denen die Karte des Spenders beigelegt werden kann, werden bis spätestens den 13. November gegen Zahlung von Mk. 4.50 für ein Paket den Ausrichtungen an die Truppen beigelegt.

Bestellungen werden entgegengenommen.

Vereine vom Roten Kreuz.
Abteilung für Liebesgaben.
St. Annenstraße 4. (3451)

Sozialdemokratisch. Verein

Donnerstag abend 8 1/4 Uhr
Mitglieder-Versammlung
im Gewerkschaftshaus, Johannisstr. 50-52.
Tages-Ordnung:

- Berichterstattung vom Würzburger Parteitag.
- Innere Vereinsangelegenheiten. (3459)

Um zahlreiches Erscheinen der Mitglieder ersucht
Der Vorstand.

Kauft Lose! Kauft Lose!
für die (3463)

Schwesternspende!

Wertvolle Gewinne.
Preis des Loses nur **Mk. 1.—**

Kauft Lose! Kauft Lose!

Zeitschriften aller Art.
Buchhlg. **Friedr. Meyer & Co.**
Johannisstraße 46.

Stadttheater. (3460)
Mittwoch, den 7. Nov. 1917

Die Kaiserin.

Donnerstag, den 8. Nov. 1917
Gastspiel von **Arno Hoß** vom Hoftheater Schwerin.
Zum letzten Male:

Faust.

Freitag, den 9. Novbr. 1917

Die toten Augen.
Anfang der Vorstellungen 7 Uhr.

Die Unabhängigen gegen die Einheit.

Nachdem sich schon die Presse der Unabhängigen schroff gegen die Würzburger Einigungsbeschlüsse ausgesprochen hatte, erklärt der Vorstand dieser abgepaltenen Parteigruppe einen Aufruf, in dem er diese Ablehnung ausführlich begründet. Sehr hoffnungsreich klingen freilich die ersten Zeilen:

„Auf dem von der Mehrheit des alten Parteivorstandes der deutschen Sozialdemokratie nach Würzburg einberufenen Parteitage wurde in einer Resolution ausgesprochen, daß für die kommenden schweren Kämpfe der Arbeiterklasse eine ungebrochene Front unbedingt notwendig sei. Es sei eine der wichtigsten Aufgaben der Zeit, den Parteistreit beizulegen.“
Die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands hat die Notwendigkeit der Einigkeit der Arbeiterbewegung nie verkannt.“

Leider ist aber der folgende Inhalt der langen Erklärung weiter nichts als eine Ansage, den Parteistreit weiter fortzuführen. Es werden die alten Anklagen gegen die Partei wiederholt zugleich mit der Versicherung, daß die Unabhängigen im Rahmen der Partei für ihre Anschauungen kämpfen wollten, daran aber gehindert worden seien. Dann heißt es weiter:

„Jetzt kommt der Würzburger Parteitag und spricht von der Herstellung des Parteifriedens. In gleichem Atemzuge aber billigt er alle gegen die Opposition verübten Gewalttaten und verlangt, daß auch nach einer vollständigen Einigung sich die Opposition selbst grundsatzwidrigen Beschlüssen unterwerfen soll. Nach der bisherigen Praxis der Mehrheit des Parteivorstandes und der Fraktion bedeutet das unter dem Kriegszustand aber dreißig vollen Verzicht der Opposition auf Bekundung einer selbständigen Meinung vor der Öffentlichkeit. Der Würzburger Parteitag bietet also nicht einen Frieden der Verständigung, sondern einen Frieden der Unterwerfung.“

Darauf ist zu erwidern, daß Vereinigung ohne Verständigung Unsinn ist. Selbstverständlich hätte man sich, wenn die Einigung nicht von den Unabhängigen abgelehnt worden wäre, auch über das verständigen müssen, was die Unabhängigen „die verübten Gewalttaten“ nennen. Selbstverständlich hätten die Unabhängigen, wenn sie die Einigung nicht abgelehnt hätten, ihre Ansichten in der Partei ebenso vertreten, wie dies die Genossen Hoch, Emmel, Schmidt-Weiß und andere Minderheitsredner in Würzburg getan haben. Aber einem ordnungsgemäß gefassten Parteibeschluß müßten sie sich allerdings fügen, auch wenn sie ihn für „grundsatzwidrig“ halten, sonst könnte jeder Beschluß eine demokratische Organisation aus der subjektiven Überzeugung heraus, er sei „grundsatzwidrig“ von der Minderheit mißachtet werden.

Der Aufruf glaubt weiter, aus einer Stelle von Scheidemanns Referat folgendes schließen zu können:

„Die Sozialdemokratie der Würzburger Richtung verneint also, das Proletariat zu „wirklicher politischer Macht“ zu erheben, wenn sie erwidert, daß einige ihrer Genossen im Verein mit Vertretern des Zentrums und der Fortschrittler vom deutschen Kaiser zu seinen obersten Beamten ernannt würden. Dabei ist klar, daß sich die Klassengegenätze nach dem Kriege schroffer zuspitzen werden als je, und daß unter diesen Umständen der bürgerlich-sozialistische Mittelstand nur aufrechtzuerhalten ist unter Aufopferung aller Grundzüge und der allgemeinen Interessen, die das sozialdemokratische Proletariat von der bürgerlichen Welt trennen.“

Damit vergleiche man die oben zitierte Feststellung des Würzburger Parteitages, daß gerade die zu erwartende Verschärfung der Klassengegenätze eine ungebrochene Arbeiterfront nötig mache. „In einer bürgerlichen Regierung würden wir als Sozialisten fremde Vögel sein“ so erklärte Genosse Scheidemann dieser Tage in zwei mächtigen Friedensfundgebungen in Königsberg und Elbing mit vollem Recht. Man wird kaum dem Aufruf zustimmen können, wenn er weiter erklärt:

„Die Würzburger Tagung redet von der Einigung der Proletarier. Die Einigung, an der sie arbeitet, war die mit Gegenüber der Proletarier! Für diese Einigung sind wir nicht zu haben.“

Berechtigt ist dagegen die Klage der Unabhängigen über die Verfolgungen, die sie vielfach zu erleiden haben. Aber wann und wo hätte die sozialdemokratische Partei gefehlt, wo es galt, gegen diese Verfolgungen Front zu machen? Der Aufruf schlägt:

„Im Anschluß an die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands und unter ihrem Banner vollzieht sich heute praktisch die Einigung der deutschen Sozialdemokratie.“

Praktisch bedeutet das Fortbestehen zweier sich gegenseitig befehdenden Parteien nicht die Einigung der Arbeiterklasse, sondern ihr Auseinanderlaufen, obwohl, wie beide Richtungen erklären, „für die kommenden schweren Kämpfe der Arbeiterklasse eine ungebrochene Front notwendig“ ist. Die Einsicht in diese Notwendigkeit wird schließlich auch jenen den rechten Weg weisen, die heute noch nicht die Dinge zu sehen vermögen, wie sie sind!

Die Jugendlichen und die Lebensmittelnot.

Am schwersten bedroht sind durch den Nahrungsmittelmangel die Jugendlichen der Großstadt und der großstädtlichen Landgemeinden. Über ihren Zustand während des Krieges hat der Chemnitzer Stadtarzt Prof. Dr. Thiele seit längerer Zeit genauere Untersuchungen angestellt, welche die Gefahr der Lage ziemlich deutlich machen. Thiele hat nach seinem Bericht in der „Sozialen Praxis“ einerseits die Kinder im ersten Schuljahre, andererseits die Volksschüler vor der Entlassung und dann auch in geringerem Umfang jugendliche Lehrlinge und Arbeiter längere Zeit hindurch gewogen und untersucht. Nach denselben Methoden vorgehend und nach denselben Maßstäben messend hat er folgende Zahlen gefunden:

Genügender Ernährungszustand	1916	95,1 %
	1917	91,3 %
Ungenügender	1916	4,9 %
	1917	8,7 %
Bei den Konfirmanden ergab die gleiche Untersuchung:		
Genügender Ernährungszustand	1916	95,4 %
	1917	93,5 %
Ungenügender	1916	4,6 %
	1917	6,5 %

Im Laufe des letzten Jahres ist also trotz der gemächerten Zulage für Lebensmittel eine wesentliche Verschlechterung ihres Ernährungszustandes eingetreten.

Interessant sind die Beobachtungen Thieles darüber, welche Klassen von Kindern von dem Lebensmittelmangel am schwersten betroffen wurden. In der ersten Untersuchungszeit — Herbst und Winter 1916 — waren es die Kinder der bemittelteren Kreise, die an Körpergewicht am stärksten verloren, weil die Eltern, Eier- und Fleischkaufen zum Neulicht fortsetzten, an die sie gewöhnt waren. Die Kinder der Arbeiter erhielten damals im wesentlichen die gleiche fleischarme und kartoffelreiche Kost, auf die sie schon immer angewiesen waren. Im Winter 1916 und Frühjahr 1917 blieben dann am stärksten die Kinder der kleinen Beamten, Lehrer und Festfreisoldaten zurück. Den Grund dafür erblickt Thiele in dem außerordentlichen Steigen der Preise namentlich der markentierten Lebensmittel, welche den Kleinkindern durch unvorsichtige wurden, während die Kinder der Schwerarbeiter und anderer Kreise mit höheren Löhnen oder Einnahmen als die Unterarbeiterschaft durch Sonderermäßigungen und Zulagen zu den Rationen recht günstig abkamen. In neuerer Zeit erscheinen am stärksten die Kinder gefährdet, denen zu Haus die Ordnung fehlt, insbesondere also wohl die, deren Mütter auf Arbeit gehen. Hier ist die Ausnutzung der Nationen ungenügend und der Kraftverbrauch durch vielen Aufenthalt auf der Straße und nicht rechtzeitiges Zubettgehen zu groß. Den Ernährungszustand der Fortbildungskinder fand Thiele im allgemeinen befriedigend, da sie meist in Munitionswerkstätten beschäftigt sind.

Eine allgemeine Annahme der Krankheitsfälle hat Thiele bei der Jugend nicht beobachten können. Während bei den Erwachsenen Wasserhusten, Herz- und Nierenkrankheiten und eingelemmte Brüste infolge des übermäßigen Fettverlustes und der stark mangelhaften Ernährung häufiger sein sollen, hat Thiele bei den Jugendlichen weder darin noch bei den Infektionskrankheiten eine besondere Zunahme konstatieren können. Schlimm ist nur die Ausbreitung der wichtigsten Kinderkrankheit, der Tuberkulose.

und ihrer Vorstufe, der Blutarmut, worüber Thiele folgende Zahlen gibt:

	1916	1917	1918
Schulanfänger: Blutarmut	22,90 %	28,50 %	22,48 %
Tuberkulose	2,10 %	2,35 %	1,07 %
Konfirmanden: Blutarmut	30,99 %	31,20 %	21,74 %
Tuberkulose	4,16 %	4,90 %	1,51 %

Es leiden also unter der Nahrungsmittelknappheit in besonders gefährlichem Maße die kranken und kränklichen Kinder und für sie fordert Thiele in erster Linie Milch und Fett in möglichst weitem Umfange. Im übrigen empfiehlt er allgemein den Verzicht auf Sport, Wanderungen und Leibesübungen, da sie bei der jetzigen Ernährungsweise dem Gebot der Sparsamkeit mit Kalorien widersprechen. Sein Ruf: „Hilfe für die gesundheitlich gefährdeten Jugendlichen!“ wird hoffentlich Gehör im Reichsernährungsamt finden.

Aus der Parte.

Die Reichsverbandsmethode. Wir finden folgende Notiz: „Noch einer!“ Der Gewerkschaftsbeamte Paul Richter-Dresden, Geschäftsführer der Zählstelle des Fabrikarbeiterverbandes, ist nach einer Revision der Kasse durch den Hauptvorstand plötzlich von seinem Amte entfernt worden. Die Kasse hat wieder einmal nicht gestimmt. Fälle dieser Art sind in den letzten Jahren etwa 1/2 Duzend in Dresden zu verzeichnen gewesen. Hinzu kam dann vor etwa 2 Jahren der Fall Walsch, der die Unterschlagungen „großzügiger“ betrieben hatte. Bei Paul Richter hat die Sache noch einen besonderen Reiz. Er hat die Moralheuchler recht schnell das Schicksal erreicht. Natürlich wird man den Mitgliedern den Fall zu verschweigen und zu vertuschen suchen.

Preisfrage: Wo steht die Notiz? Jeder wird natürlich denken, der Reichsverband habe seine alten Methoden aus der Vorkriegszeit wieder aufgenommen. Aber in Wahrheit ist die Mitteilung dem „Unabhängigen sozialdemokratischen Zeitungsdienst“, einer parteiamtlichen Einrichtung der Unabhängigen, entnommen. Wir können sie zur Sauberkeit ihrer Waffen nur begrüßen.

Aus Nah und Fern.

Nach dreizehnter Nacht sind in Berlin in der Nacht drei Personen in dem Hause Knievelstraße 3 in den Tod gegangen. Sie hatten eine 34 Jahre alte Frau Anna Horn und eine 20 Jahre alte Arbeiterin Martha Borchert ein gemeinsames Zimmer von einer Vermieterin abgemietet. Beide gingen mit dem 55 Jahre alten Kaufmann Karl Ehrmann aus der Dresdener Straße 131 aus und saßen mit ihm wahrscheinlich irgendwo in einem heimlichen Ausschank die Nacht hindurch. Er in früher Morgenstunde kamen sie nach Hause und brachten Ehrmann mit. Alle drei waren betrunken. Im Laufe des Vormittags hörte die Wirtin wiederholt schweres Stöhnen im Zimmer. Sie nahm an, daß es mit der Trunkenheit der Leute zusammenhänge und achtete nicht weiter darauf. Weil sich aber auch nachmittags niemand sehen und hören ließ, so fragten der Frau doch Bedenken auf, und als sie nun abends nachschah, fand sie ihre Abmieterinnen und den Kaufmann Ehrmann tot. Vor diesem lag eine geleerte Flasche, die noch einen Rest von einer giftigen Flüssigkeit enthielt. Es ist anzunehmen, daß gemeinsamer Selbstmord vorliegt. — Genauso suchten die 29jährige Frau Dominiella Sch. der 24 Jahre alte Schlosser Alfred B. der 23jährige Schlosser Richard W. und die 19jährige Charlotte B. einen Gasthof in der Madelstraße auf und nahmen dort gemeinschaftlich ein Zimmer, um ihren Rausch auszuwaschen. Infolge starken Gasgeruchs ermachte Charlotte B. und vermochte sich bis zur Zimmertür zu schleppen und diese zu öffnen, dann drach sie zusammen. Auch die anderen Anwesenden des Zimmers hatten das Bewußtsein verloren. Es gelang, drei Personen wieder ins Leben zurückzurufen, während bei B. der Tod bereits eingetreten war.

Briefkasten.

Ein viele Anfragende. Die vom Reichstag auf Antrag der Sozialdemokratie endlich einstimmig geforderte Erhöhung der Soldatenlohnung ist vom Bundesrat noch immer nicht genehmigt. Selbstverständlich wird der Reichstag — mindestens die sozialdemokratische Fraktion — in der nächsten Tagung ein sehr ernstes Wort mit der Regierung reden, wenn bis dahin nicht eine befriedigende Regelung der unehört ungerecht gestalteten Soldatenlohnung erfolgt ist.

Die Gloden von Krummseebach.

Erzählung von Wilhelm von Polenz.*

Christlich Leberecht Fürstgott Kumad, der Großbauer von Krummseebach, saß auf der Anklagebank. Die Verhandlung dauerte kaum zwanzig Minuten. Der Angeklagte hatte mit unfälliger Gelassenheit das ihm zur Last gelegte Vergehen zugegeben. Nichts hatte den alten Mann aus seiner Ruhe zu bringen vermocht, nicht die Fragen des Vorsitzenden, nicht die scharfen Worte des Staatsanwalts. All das schien an Kumads Gemütsfassung wie Wasser an dem starken Gefieder einer Ente abzulaufen. Er hörte sich die Sache mit an, als werde diese ganze Verhandlung zu seinem besonderen Vergnügen geführt, und dabei handelte es sich doch um „Gefängnis bis zu drei Jahren“.

Der Verteidiger hatte eben das Plädoyer beendet, an dessen Schlusse er um mildernde Umstände für seinen Klienten bat. Die Staatsanwaltschaft verzieltete auf Erwidrung; der Fall lag ja klar, alle Erfordernisse des Gesetzesparagraphen waren erfüllt. Wegen besonderer Schwere des Falles hatte der Staatsanwalt das höchst zulässige Strafmaß beantragt.

Der Vorsitzende stellte, schon halb auf dem Sprunge nach dem Konferenzzimmer, die übliche Frage: ob der Angeklagte selbst noch etwas zu seiner Verteidigung anzuführen habe?

Der Angeklagte hatte, ganz gegen allen Gerichtsgebrauch, wirklich etwas anzuführen: „Ja meene ad, und ich wülte ad ees jagen“, begann er und blickte die Richter mit derselben himmlischen Ruhe an, die er während der ganzen Verhandlung an den Tag gelegt hatte, „wenn ich mit Galde dervon kumma, wüß ich die gruze Glode nei keesen, wenn es mit aber ganz freispochen tun, hernach da wulltch alle drei Gloden nei keesen.“

Der Vorsitzende musterte den Angeklagten erstaunt ob dieser Rede, dann blickte er auf die Beisitzer, um sich Rat zu holen: verstanden sie das?

„Angeklagter, was reden Sie denn? Was wollen Sie mit „Gloden“? — Ob Sie etwas zu Ihrer Verteidigung anzuführen können, habe ich gefragt!“

„Das is so gurt wie geschrieben, Herr Richter! Das weech der Pastor och und de ganze Gemeinde weech das. 's Galde had ich liegen derzu; ich kenne die Gloden morne schon keesen, kenne ich...“

* Wir entnehmen diese Erzählung dem Buche Luginsland von Wilhelm von Polenz, das in der empfehlenswerten Sammlung „Die Feldhüter“ im Verlage von Egon Fleischer u. Co. in Berlin als 14. Bändchen erschienen ist und auf seinen 162 Seiten eine Reihe hübscher Geschichten des ländlichen Erzählens enthält.

„Sie scheinen mir nicht ganz bei Troste!“ rief der Vorsitzende ärgerlich. „Was Sie haben nichts anzuführen! Der Gerichtshof wird sich nunmehr zurückziehen.“ Dann gingen die Richter.

Im Zuschauerraum entstand lebhaftes Gemurmel und Kopfschütteln. Es waren viele Leute da. Auf der Zeugenbank saßen der Pfarrer von Krummseebach und Hermann Kumad, der Sohn, ein Jüngling von einigen zwanzig Jahren. Kumad junior erschien im Gegensatz zu seinem Erzeuger spitz und schmählich, von seinem Kaliber hatten mehrere dazu gehört, um die breitgebaute, gut ausgepolsterte Figur des alten Bauern aufzuwiegen.

Sodann war noch manches Gemeindemitglied unaufgefordert herbeigekommen, man wollte doch sehen, wie es dem Großbauer vor Gericht ergehen würde. Die Sicherheit, mit der Kumad bis zum letzten Augenblicke behauptet hatte, er müsse freigesprochen werden, imponierte den Leuten. Der Großbauer hatte ja Geld, und wer Geld befaß, der konnte alles!

Man war äußerst gespannt auf den Spruch des Gerichts. Hier handelte es sich um eine kleine Sache. Wenn der Großbauer wirklich mit Gefängnis bestraft wurde, wie der Staatsanwalt beantragt hatte, dann war es mit seiner Stellung, als Erster an der Spitze ein für allemal aus. Gefängnis! Mit gemeinen Verbrechern zusammengepackt! — So einer konnte doch nicht mehr im Gemeindefirstenrat sitzen, oder andere Ehrenämter innehaben!

Wenn der Bauer hingegen freigesprochen wurde, dann bekam der Ort ein neues Glodenspiel. Das war nicht zu verachten! Die jetzigen Gloden waren altersschwach; ringsum in den Dörfern spottete man schon über das Gehimel der Krummseebacher. Und gar erst die große Glode, die hatte einen Riß. Ein neues Glodenspiel mußte früher oder später beschafft werden.

Welche Ersparnis also für die Gemeinde, wenn der Großbauer eines aus seiner Tasche anschaffte! Ob die Richter das nicht doch mit in Betracht ziehen würden? — So etwas mußte doch von Rechts wegen berücksichtigt werden, hätte man denken sollen!

Der Sohn des Angeklagten hatte auf Vorhalten des Vorsitzenden, daß er die Aussage verweigern könne, erklärt, er wolle von diesem Recht Gebrauch machen. Es war dem verschüchtert und ängstlich dreinschauenden Menschen gewiß nur lieb, daß er nicht gegen den Vater auszulagen brauchte.

Der Angeklagte blickte noch immer mit selbstzufriedener, trotziger Miene drein. Er nickte seinen Bekannten im Zuschauerraum zu, wollte einem etwas sagen, winkte ihm zu sich heran; aber der Gerichtsdienere bedeutete ihm mit barbarem Töne, daß das hier nicht erlaubt sei.

Man! Er war doch der Kumadbauer, der reibste Mann in Krummseebach. Hier auf dem Amte saßen sie wirklich nicht zu wissen, mit wem sie es zu tun hatten.

Jetzt kehrten die Richter zurück. Im Namen des Königs: der Angeklagte, Christlich Leberecht Fürstgott Kumad, wird der ihm zur Last gelegten vorliegenden Störung des Gottesdienstes für schuldig befunden und zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahre, sowie zur Tragung der Kosten des Verfahrens verurteilt. — Der Vorsitzende verlas das Urteil unter atemloser Stille. Aller Augen waren auf den Angeklagten gerichtet.

Der stand da mit offenem Munde und lächelte blöde. Seine knochigen Fäuste preßten die Brüstung der Scharke, daß es knackte. Das Blut war ihm jäh zu Kopf geschossen, farbte seine niedere Stirn und den Stirnaden blaurot bis unter das grobe Haar.

Was denn! Man hatte wohl einen schlechten Witz mit ihm vor? Gefängnis! — Er, der Großbauer, ins Gefängnis? Er, auf ein Jahr ins...?

Kumad wollte etwas sagen, bewegte die Lippen stammelnd; aber der Vorsitzende, der sich inzwischen gesetzt hatte, war noch dabei, des näheren zu erklären: warum und wie man zu dem Urteil gekommen. Etwas von „mildernden Umständen“ schlug an das Ohr des Angeklagten, von „mangelhafter Bildung“ und „angeborener Unmanierlichkeit“. Zu seinen Gunsten sei das angenommen worden, hieß es, darum habe man ihn nur mit einem Jahre bestraft.

Der Richter wollte ihn wohl verpöten? Ein Jahr Gefängnis! Ein Jahr in die Zelle! Von seinem Hause weg, von seinem Gute! Eingesperrt, getrennt von seinen Feldern, seinem Gütchen, seinem Vieh! Unmöglicher!

Er sah sich an den Kopf, befehlte sich. Die hellen Tropfen kanden ihm auf der Stirn, seine Lippen zuckten, er wollte was sagen: das Glodenspiel, die neuen Gloden, die er der Kirche versprochen hatte — sollte denn das gar nichts gelten?

Hilflos blickte er nach der Zeugenbank hinüber. Dort saß der Pastor, sein Sohn daneben. Konnten denn die ihm nicht helfen? Oder die anderen aus Krummseebach, würden denn die nicht für ihn eintreten? Er war doch ihr Großbauer! Er war doch der erste Mann in der Gemeinde! Durfte ihm denn so was geschehen? Das konnten seine Leute doch gar nicht zulassen! Aber im Zuschauerraum rührte sich niemand. Keine Anteilnahme, eher Schadenfreude auf den Gefährten.

Der Großbauer verzweifelte! — Nun war es aus mit ihm. Sein vieles Geld hatte ihm also doch nichts geholfen! — Von seinen Freunden und Dorfgenossen kann jeder bereits darüber im Stillen nach, welcher Vorteil aus dieser Wendung der Dinge erwachsen könnte.

Feindliche Flieger.

Von Th. Thomas.

Fräulein Rosa Merzen ist gerade im Begriff, ins Bett zu steigen. Ihre blendend weißen Zähne liegen bereits im Wasserbad, der Zopf hängt fein säuberlich ausgefärbt am Spiegel, als auf einmal draußen in der stillen Herbstnacht drei fürchterliche Kanonenschläge ertönen.

Das bekannte Signal, daß feindliche Flieger über der Stadt sind, für die Bürger eine Warnung, sich vor den Bomben zu schützen.

Wie vom Schlage gerührt, läßt Fräulein Rosa den Zippel der Decke wieder fallen, dann haßt sie nicht gehen, fährt sie in den Schlafrock, wickelt in der Aufregung statt des seidenen Tuches den Zopf um den Hals und stürzt in den Keller. Erst auf dem zweiten Absatz merkt sie die haarige Umhüllung. Schnell wieder nach oben, den Untertisch vorgenommen, rasch die Zähne eingeseigt und schon ist sie wieder auf der Stiege. Eben brüllen die Geschütze den unheimlichen Nachtschall ihre ersten eisernen Grüße entgegen.

Auch im zweiten Stock, wo der Handlungsbesessene Joachim Krause wohnt, hat das Warnungssignal einen im Nachthemd überrascht. Joachim, der abends vor dem Zubettgehen immer noch „müßert“, ist gerade dabei, die dritte Verrenkung mit den Spatzenhölzern vorzunehmen, als ihm das Bum Bum Bum mitten aus den Uebungen reißt. Mit einem Sprunge steht er aufrecht, mit dem zweiten in die Hosen, das alles geht wie ein geölter Bliz. Dann schnell in die Toppe, den Umhang übergeworfen, schon ist er unterwegs. Ja! noch schneller wie Fräulein Rosa treibt ihn die Furcht an. Kein Wunder... er ist arbeitsverwendungsfähig für die Heimat und rekrutiert, dabei nie Soldat gewesen. Das nächtliche Kanonendonner bringt daher sein Blut nicht leicht in Wallung. Beim zweiten Krachen, das die Luft wie Reuefischläge zerreiht, springt er, immer vier Stufen nehmend, in den bombensicheren Keller.

Dort sieht es hant genug aus. Viele Bewohner der unteren Stockwerke sind schon da. Alles quersicht sich in drangooll fürchterlicher Enge in den schließenden Winkel. Immer neue kommen hinzu. Man sieht alle möglichen Verkleidungen. Gorkis Nachtschlaf wird hier mit einem Stroh ins Humorsittliche inkonkret. Die meisten halten ihre Mäntel teils vor Kälte, teils wegen der Unvollkommenheit ihrer unteren Extremitäten frampfhaft zusammen. Die Kinder weinen, die Mütter sind verstört und blaß. Die Männer dazwischen mit einem Stroh ins Energische, weil es sich für sie nicht lohnt, ängstlich zu sein.

„Das Licht aus, das Licht aus.“ schreit die Frau aus der vierten Etage. „Die Flieger können sonst den Schein sehen.“

„Stellen Sie sich nicht so dicht an den Kamin, da könnte eine Bombe hineinfallen, stellen Sie sich hierher.“ Es ist die Logismutter von Rosa, die ihr das zuruft, denn Rosa sieht verächtlich am Eingang zu dem kleinen Winkel.

„Ruhig, Kinder, das ist noch weit weg.“

Beereckenung, Beereckenung, Langengängengang. Als wenn zwei Becher zusammen schlagen. Das war jetzt die erste Bombe. Keintliche Schweißgen und Weinen. Dann wieder: Beereckenung, Langengängengang. Das Haus ertönt diesmal in allen Ecken. In der stillen Nacht vorzusehen sich die Gewalt der Explosion. Man hört deutlich den Aufschlag der fallenden Bomben. Du haßt das Gefühl, als wenn ein schweres Fach im Nebenhaus durch den Keller gestößt wird. Der Angst hat die Hausmeisterin das Licht ausgelöscht. Jemandem sieht nun alles noch mehr in die kleine Ecke zwischen Rauchfänge und Treppenhäuser zusammen, wohin weder von der Straße aus, noch vom Hofe her Sprengstücke fliegen können.

Da ergibt sich ganz von selbst, daß Rosa Merzens und Joachim Krause nebeneinander zu stehen kommen. Sie haben sich wohl schon oft gesehen und gesprochen, aber dabei ist es auch geblieben, verächtliche Blicke haben sie sich nicht gegenseitig geworfen. Nun haben sie sich beieinander. Draußen wühlen inzwischen die Bombenflieger die stille Herbstnacht zu einer Hölle auf. Es ist ein unheimliches Konzert, denn von vier Stellen zugleich donnern die Kanonen, die wollen die Flieger zum mindesten in respektable Höhe halten, um ihnen kein bestimmtes Ziel zu ermöglichen. Ein Speerener, das lautlich anzuhören ist.

Da diesen Höllenlärm nicht die ängstliche Gemeinde immer mehr zusammen. Furcht und Kälte löst Rosa immer näher bei Joachim sitzen. Sie wird ihm sozusagen an das Herz herangehängt. Was er selbst wohl nie gewagt hätte, die englischen Bombenflieger bringen zumeist, daß ihm das Mädchen ungeschicklich immer mehr in die Arme fällt. Er breitet seinen Tormenten, unterlich um die Kälte, stierende Mädchen-geläch. Halb so ist es, halb laut sie hinein in die warme Wärme. Da haben jemand einmal an einem jungen Mädchen angeklammert, im Umgang im Keller geendet? Noch dazu unter einem Kissen? Was mit ihm antworten muß, der wundert sich nicht über die Folgen dieses Fliegerangriffes. Denn Joachim ist zwar a. v. Heimat, aber sein Herz ist selbstverständlich geblieben. Er widersteht nicht dem warmen Druck, den der Schlafrock, noch dazu aus Kriegserfahrung, allein nicht abdecken kann, und was sie ist bei dem Fortwärtung viele Worte machen, trotz der Kanonenschläge und der nun ihnen in weiter Ferner fallenden Bomben wachen sie bald die beiden Lippen. Die jungen Bombenflieger durchleiden und genießen zusammen die jungen Minuten der erwachenden Liebe zusammen. Sie wird hier im bombensicheren Keller gemächlich im Feuer geboren und geliebt.

Die anderen haben noch gekannt der Dinge, die drängen vor sich gehen. Rosa und Joachim denken nicht mehr an Flieger und Bomben, sie leben den Himmel weit offen.

„Sie gegen mich! Ich nachts die Gefahr von oben vorüber ist, da war Joachim so gar wie verlobt.“

„Ich habe sofort erfuhr die Angelegenheit über die Liniende in der Zeitung. Es war toll, daß im selben Akt des General-Lamentes bekannt wurde.“

„Bei Fliegerangriffen ist zu vermeiden, daß sich die Schutzhäuser zu nahe beieinander stellen. Die Gefahr vergrößert sich mit der Dichtigkeit der Bombenverteilung.“

„Für Rosa und Joachim kam diese Angelegenheit leider um acht Tage zu spät.“

Lilja.

Die den Reichsamt Geistes (Rubensstraße) leitende Eline Keller in der „Lilja“ folgende Charakterstudie: Unter den drei Mädchen, die sich im „Lilja für Geistesamt“ befinden, ist ein blaues, lustiges Kind mit einem braunen Lockenkopf und großen Sonnenbrillen von vielstelliger Größe, die sie über alle an einer einzigen Stelle, wo sie gerade Unterricht in der deutschen Sprache erhalten. Das Mädchen aus Frage ist:

„Was denn, Lilja, dies reizende Kind da gehört bereits zu mir.“

Ein merkwürdiges Nicken ist die Antwort, und dann sagt die Aufgeklärte: „Wenn Sie es nur sehen könnten, wie wir sie von der Straße anrufen... in welchem Zustand sie uns gebracht werden...“

sind, wenn sie zu uns kommen, die nicht lesen, nicht schreiben können, die kein Heim, kein Obdach, meist auch keine Eltern kennen.“

„Dart ich dies Kind da einmal näher sehen?“

Alle dreht sich gehen vorüber. Eine demütige Sanftheit, ein leiser Schimmer von Zufriedenheit oder gar Glück liegt auf ihren Gesichtern. Wohl keines der Mädchen ist über sechzehn Jahre alt; die ältesten sind schon zwei Jahre und darüber im Heim. Spuren von unheimlichem Elend, von geistiger Gebrochenheit, infolge der erlittenen Not, zeigen sich bei manch einer der zuletzt eingehachten. — In blauen, kurzen Kesselfleibern und barfuß sind sie — und dann halte ich die Kleine, die so besonders kindlich und rührend aussieht, fest.

Aber wir können uns nicht verständigen, darum greift die Hausmutter ein:

„Geht und zeige der Dame deine Handarbeiten, Lilja.“

Seidene, handbunne Strümpfe, an denen die Mädchen zerrißen und gelassen sind, werden schnell herbeigeschafft. Lilja nimmt eine Häkelarbeit, und freundlich und zierlich, und mit einem leisen hütelndem Gelächel, hält sie sie und zeigt, wie sie trotz ihrer verarbeiteten Hände, die Mädchen schnell wieder zusammenbringt, so daß keine Spur eines Defekts übrig bleibt. Danach werden wunderschöne Verarbeitungen und seine Weißstickerarbeiten gezeigt und gezeigt, die von Lilja und den anderen Mädchen in ihren Freistunden gearbeitet werden.

„Ach, und auch musikalisch sind unsere Kinder.“ meint eine der Aufsichtsdamen auf das Lob hin, das ich spendet, und sie winkt eines der Mädchen, das sich sofort mit stolzpreudigen Mienen ans Klavier setzt und Akkorde anschlägt, aus der sich eine Melodie löst.

„Sie müssen nicht denken, daß das erlernt ist“, erklärt die Hausmutter. „o nein, dazu haben wir ja leider so wenig Gelegenheit, das nehmen sie so im Vorübergehen auf, sie lernen ja alle so sehr gern.“ Sie bläst danach auf Lilja und sagt: „Sing uns nun noch ein Lied, Lilja.“

Und Lilja beginnt mit einer unwirklich hohen, leichten und selbstsam süßen Stimme ein Lied in polnischer Sprache zu singen. Es ist, als ob sich von einer Geige der höchste Ton gelöst habe, lebendig geworden ist und frei in der Luft schwingt. Man bekommt Mühe, daß die Saite reizen könnte, aber sie singt und klingt mühelos weiter, und je höher und unwirklich feiner sie wird, desto stiller ergreift sie das Herz. Etwas über alle Gedanken, allen Verstand hinaus liegt in dieser Stimme und treibt einem die Tränen in die Augen.

Und die barfüßige, von der Straße aufgezogene, vom Leben auf so fürchterliche Weise mißhandelte Lilja steht in unbewußtem, auffallendem Zustand da, die Hände über die Brust gefaltet, das weiße Lockenhaar zu beiden Seiten des schmalen, schönen Gesichtes fallend, und ihre wunderbaren Sammetaugen völlig in eine Ferne verloren. Liljas Seele singt. Und Lilja sieht aus wie eine kleine Heilige.

Als ich die Treppe hinuntersteige, fühle ich Liljas Blick und ihr weinendes Singen wie eine brennende Wunde in mir. Und mir zum Trost denke ich: lausche nur weiter auf deine Seele, Lilja, wie du es heute so selbstvergessend beim Singen tatest, deine Seele wird weiden, und der Tag wird kommen, wo du sie erkennst, dann wird sie dich in ihren kühnen Schutz nehmen. Und dann wirst du geborgen sein, Lilja.

Der Säugling als Erzieher.

Voll Gutesiegel schickt der „Wiener Arbeiterzeitung“ folgende launige Betrachtung:

Ich habe jetzt eine ungemein anregende und lehrreiche Beschäftigung: ich beobachte meinen Sohn Peter. Er ist zwölf Wochen alt, steht also gerade auf jener Stufe der geistigen Entwicklung, auf der, wenigstens nach meiner Ansicht, die allermeisten Menschen mehr Beachtung verdienen als zu irgend einer anderen Zeit ihres Lebens. Ich behaupte nämlich, daß wir als Säuglinge alle Genies sind und uns erst nach und nach, durch den Bemühungen anderer Erzieher, zu sogenannten Durchschnittsmenschen, Sprechbürgern und Proleten ausbilden — ausgenommen jene leider so seltenen Glückspilze, die ganz ungenießbar sind und so ihre Genialität bewahren. In meinem Sohnen will ich nun die Nützlichkeit dieses Satzes beweisen. Das heißt, ich hoffe, daß er aller Erziehungslehre weichen wird, und um ihm das zu erleichtern, werde ich ihn weichen lassen, wie und wohin er will; der arme Herr wird ja auch so in der Schule und im Leben noch mandem Erzieher in die Hände fallen und wer weiß, was für einen Alp diese nichtsnutzigen Gelehrten aus dem genialen Büßling machen werden. Dann daß er heute, trotz seiner Säuglingshaft, ein Genie ist, hat für mich, wie gesagt, fest, und ich lasse mich jetzt von ihm die Beweisführung dafür liefern, um alle Welt zu meinen Anschauungen zu bekehren. Einen hat er mir übrigens schon gegeben. Als ich nämlich heute früh an seinem Bettchen lag, fing er plötzlich jämmerlich zu lachen an. Was geschah? Sofort kam keine Antwort. „Es ist jetzt, daß er zu trüben Augenblicken ist und mit der vergnüglichen Mine von der Welt, fing er zu lachen an. Ich machte vor Freude einen Luftzug.“ „Stehst du jetzt ein, daß er ein Genie ist?“ sagte ich froh-lachend zu meiner Frau (sie verheißt sich nämlich ziemlich abwendend gegen meine Lehren). „Stehst du es ein? Wenn er Hunger hat, so lachst er und dann bekommt er zu essen. In dieses Verhalten nicht getreulich, nicht genial, von jener Einseitigkeit, die einen ganz großen Götze verort.“ Wie hoch steht doch so ein Waiselkind über uns alten Leute! Was machen wir denn, wenn uns die Luft so offen anwandelt? Wir halten den Mund, weil wir als wohlhabende Menschen wissen, daß ein geistigvolles Benehmen unzulässig ist. Wir warten. Und wird uns das Weinen zu lang, so legen wir die Verbhandlungen der Ernährungsbehörden oder einen anderen Auftrag, der von ehbaren Dingen handelt. Und wartet weiter, trotzdem wir wissen, daß der oberste Grundsat der menschlichen Erziehungspolitik lautet: Wer sich nicht hält, den bracht man nicht zu fällen. Klein-Peter aber ist kein solcher dummes Haus wie sein alter Herr und erhebt seine Stimme, wenn er findet, daß Elternzeit ist. Nun, er ist ein Genie? — „Nur ein Genie“, erwiderte meine Frau spöttlich. „Aber sag mir doch einmal, warum du kein Genie bist nicht auch geworden, wenn du es gar so genial findest?“ — „Ich würde es sofort anwenden, ich würde recht laut und deutlich reden, wenn ich nur könnte, daß die anderen mitmachen. Aber eben weil ich weiß, daß sie nicht mitmachen werden, schweige ich. Und genau so wie ich denken alle anderen und so mit keiner was. Jeder redet sich auf den anderen aus. Auch das zeigt die Kinderverweigerung des Erziehungswissenschaftlers gegenüber dem Säugling. Der fragt den Trüffel danach, ob jemand mitmachen wird, wenn er eine Aktion entwirft. Will er was, so meldet er sich einfach. In diese Unbestimmtheit, diese Schwärze, dieses Selbstvertrauen nicht auch ein Kennzeichen des echten Genies? Wäre Goethe Goethe geworden, wenn er sich durch das Entzücken der Erziehungserzieher hätte einflüßeln lassen? Wäre es im Leben zu etwas Großem bringen will, der muß sich die Ratschläge des Säuglings erhalten. Das sagt ja auch Christus: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kleinen, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“ Peter, du hast recht! Schreit, wenn du Hunger hast! Schreit dich überhaupt umgesehen des, wenn du was willst! Nicht nur jetzt, auch später.“

Kleines Feuilleton

Das Ende des Albatrosses.

In der „Times“ berichtete James Buchland über die grausigen Abschlächtungen der Albatrosse, die auf der Insel Laysan brüten. Im Jahre 1915 haben auf dieser Insel sogenannte „Kaufleute“ etwa 200 000 Albatrosse erschlagen, um ihre Federn zu gewinnen. Da die Albatrosse von dem einzigen Ei, das sie ausbrüten, nur mit Gewalt wegbringen und, was es diesen „Kaufleuten“ ein leichtes, die prächtigen Vögel umzubringen. Durch diesen Vögelmord wird der Albatross wahrscheinlich dem Aussterben nahegebracht. Die Insel Laysan und die übrigen kleinen, in der Nähe Hawaiis gelegenen Inseln sind die Hauptbrutgebiete des Albatrosses; sie stehen unter amerikanischer Oberhoheit und sind 1909 durch die amerikanische Regierung als Vogelschutzgebiet erklärt worden; nach dem Buchstaben des Gesetzes darf dort ohne Erlaubnis der Regierung kein Vögel getötet werden. Ab und an besucht die amerikanische Regierungsschiff die Insel, und so konnte im Jahre 1912 der Befehlshaber des Kutters Thistle japanische Vögelräuber auf frischer Tat ertappen und verhaften, die weit über eine Viertelmillion Albatrosse getötet hatten, um ebenso wie die Vögelräuber ungenutzter Nationalität des Jahres 1915 die Federn zu verwerten. Nach den zahlenmäßigen Angaben über die Albatrosse auf Laysan können jetzt nur noch sehr wenige Vögel übrig geblieben sein: 1890 waren ungefähr anderthalb Millionen vorhanden; bis 1909 war die Zahl auf etwa 1/2 Million zurückgegangen, dann stieg sie wieder, dank dem Vogelschutz, etwas an, aber nach dem Vögelmorde des Jahres 1909 waren höchstens noch 200 000 vorhanden. In den 3 Jahren, die bis zu dem nächsten — hoffentlich letzten — Vögelmorde vergingen, können die Albatrosse sich wieder etwas vermehrt haben, aber wenn damals wieder an die 200 000 umgebracht worden sind, kann nur noch ein sehr geringer Rest übrig geblieben sein.

Der Reisbau in Bulgarien.

Die Kriegszustände haben der Reiskultur in Bulgarien eine wesentliche Bedeutung verliehen. Klima und Bodenbeschaffenheit sind in Bulgarien dem Reisbau sehr günstig, ganz besonders gilt dies für den südlichen Teil Bulgariens, für die thrazische Ebene und das Warbatal, die durch die erforderliche große Feuchtigkeit ausgezeichnet sind. Der Reisbau war, wie der „Prometheus“ bemerkt, vor Jahren verboten worden, weil durch mangelhafte Entwässerung das in Betracht kommende Gebiet verunreinigt war und man es für eine gefährliche Brutstätte der die Malaria übertragenden Moskitos hielt. Nachträglich konnte aber festgestellt werden, daß die Malaria sich nur wegen des Mangels an gutem Trinkwasser und wegen ungenügender sanitärer Verhältnisse in den Häusern so stark verbreitet hatte, man schuf entsprechende Abhilfe, und der Reisbau durfte sich allmählich wieder ausbreiten. In den Jahren 1909 und 1910 betrug der Ertrag der Ernte 5 Millionen Kilogramm, um dann wieder zurückzugehen, im letzten Kriegsjahre aber um 2 Millionen Kilogramm über den Friedensjahresertrag zu steigen. Da die Reiskultur in Bulgarien aber noch vergrößert werden könnte, will man in dieser Richtung so großzügig arbeiten, daß nicht nur Bulgarien selbst versorgt wird, sondern auch Deutschland und Oesterreich-Ungarn den überwiegenden Teil ihres Bedarfs mit bulgarischem Reis decken können. Hoffen wir das Beste!

Man wird dann die Glocken läuten, die Männer mit den langen Haaren (die Bopen) werden sich in goldgestickte Gewänder kleiden und für den Morg beten. Nachdem beginnt wieder die alte, längst bekannte Geschichte. Gestaltete Menschen verbreiten, unter dem Vorwand des Patriotismus, in den Zeitungen Haß und Mordlust und freuen sich, doppelten Lohn dafür zu ernten. Die Besitzer von Werkstätten, Kaufleute, Lieferanten von Militärbedarf fangen an sich zu regen, denn sie alle rufen doppelte Profite. Ferner sieht man, wie sich die militärischen Anführer regen, denn sie bekommen doppelten Gehalt und doppelte Rationen und hoffen, als Belohnung für die verübten Mordtaten, verschiedenen Land, Bänder, Kreuze, Treffen, Sterne zu erhalten.

Und nun wird man Hunderttausende von treuherzigen, guten Menschen ihrer friedlichen Arbeit entreißen, sie von ihren Weibern, Müttern und Kindern entführen und mit Mordwerkzeugen bewaffnet hartnäckig vorüberziehen sehen; die Verurteilung in ihrem Herzen erlösen sie durch Singen, durch Schweißgerien und durch Alkohol. Sie marschieren, müssen Kälte und Hunger erdulden, Krankheiten bemächtigen sich ihrer und töten sie. Die Überlebenden kommen endlich an einen Ort, wo man sie tausendweise hinschlachtet und wo auch sie Tausende von Menschen, die sie nie gesehen haben und die ihnen nie etwas zuleide getan haben können, töten werden.

Die Folge davon ist, daß die Menschen wieder gefühllos, wütend und von wilden Tieren ähnlich werden; die Liebe hat sich während des Krieges verringert, und die bereits begonnene Christianisierung der Völker wird abermals auf Jahrzehnte, auf Jahrhunderte verzögert. Diejenigen, welche daran ein Interesse haben, werden dann wieder behaupten, daß der Krieg notwendig gewesen sei, weil er stattgefunden habe und die jungen Generationen werden abermals dazu vorbereitet, indem man ihnen schon von den ersten Lebensjahren an die Kräfte verdirbt.

Leo Tolstoi.

Heiteres

„Kommentare.“ O, ihr sagenumwobenen Meister unsere allmächtigen Götter! Was müßt ihr doch für arge Sünden gewesen sein, daß ihr jetzt büßen müßt durch die Mißhandlungen, die eueren Weibern mandmal zuteil werden! So sagte unser Herr Professor bei der Erklärung des Nibelungenliedes: „In unferen Volksmärchen finden wir die großen Züge des erhabenen Heldengedichtes verkleinert wieder“ so z. B. ist der Wettlauf zwischen Siegfried und Hagen an der verhängnisvollen Waldquelle. Nicht wahr, köstlich? Der olle ehrliche Swinogel als Siegfried und Hagen, der „grimm“, als Haje! Oder umgekehrt? Da gefiel mir unser alter Rektor L. noch besser (er spielte den bibelichen Mann und redete jeden, selbst in der Oberklasse, noch mit „Du“ an); der erläuterte den Zweikampf zwischen Brunnhilde und Siegfried-Suntzer folgendermaßen: „Wit's, der Siegfried war halt a galanter Mann! Hat sich denkt: um des Maal war schab! Drum hat er den Erich umdrast — hat's aber doch noch so auf'n Bauch drauf geworfen, daß's d' Hagn in d' Hoch' grott hat!“ Bei einer „launigen“ Unterhaltung erzählte ein gemeiner Rheinländer, daß er fürchterlich Läuse gehabt habe, d. h. nicht er habe die Läuse gehabt, sondern die Läuse hätten ihn gehabt; aber auch das hat ganz richtig, sondern er habe Wanzen gehabt und die Wanzen hätten Läuse gehabt!!!!

(Jugend.)